Wanderungen in Tirol und Vorarlberg.
Band I.

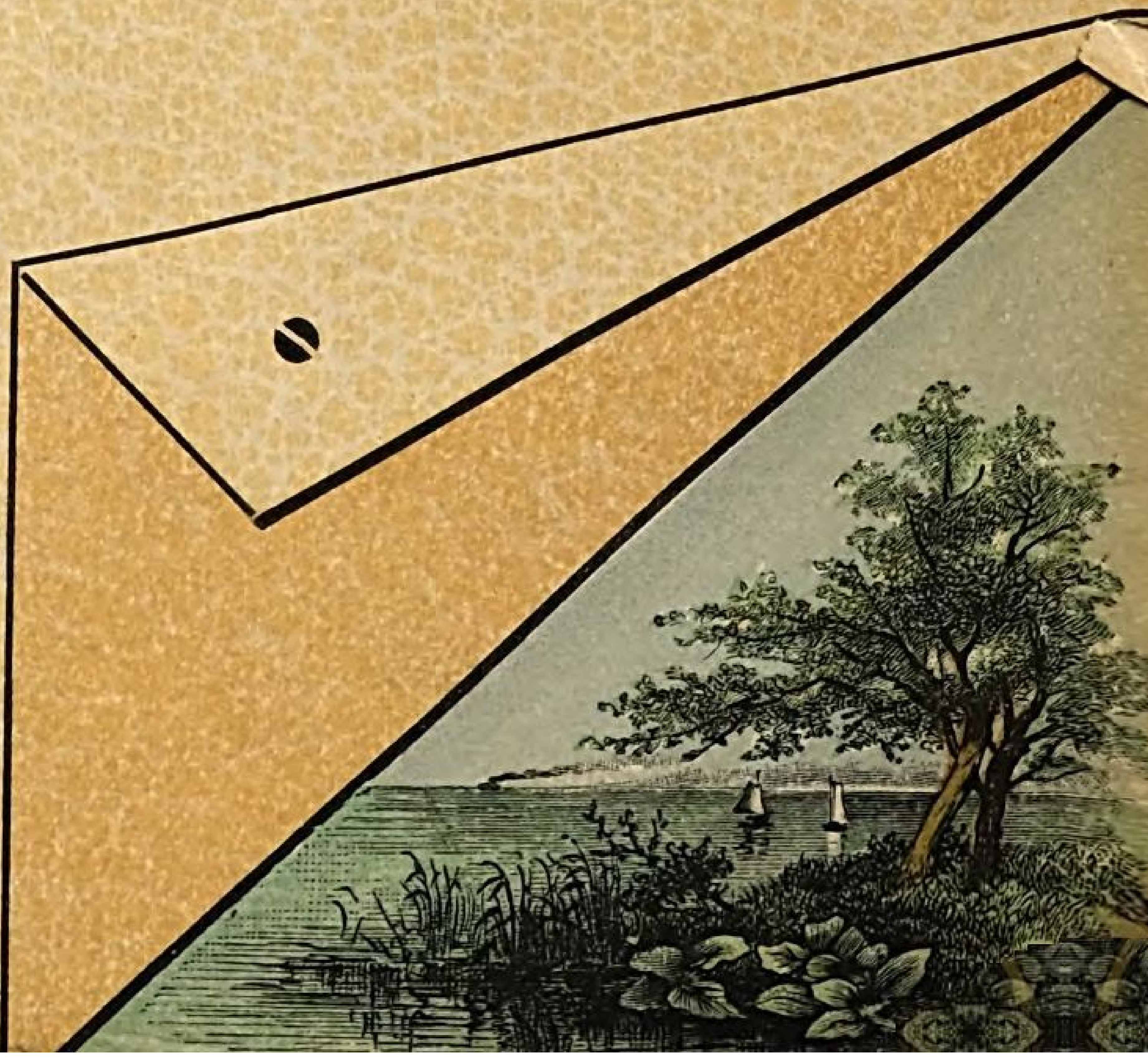


Ludwig von Hörmann

Wanderungen

in

Vorarlberg.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Univ.-Buchhandlung.
1895.

Wanderungen in Vorarlberg

von

Ludwig von Hörmann.

Mit einem Kärtchen.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1895.

Hermann Sander,

dem verdienstvollen Erforscher vorarlbergischer Geschichte,

in alter Freundschaft

gewidmet.

Vorliegendes Büchlein verdankt seine Entstehung der Anregung des „Landesverbandes für Fremdenverkehr in Vorarlberg". Es soll weder ein Reisehandbuch noch eine erschöpfende Landeskunde sein, sondern hat nur den Zweck, den Leser auf die seltenen landschaftlichen Schönheiten dieses Alpenjuwels durch Beschreibung der wichtigsten Parthien desselben aufmerksam zu machen und zum Besuche einzuladen. Dem entsprechend wurde das geschichtliche und kunsthistorische Beiwerk nur auf die Anführung des Nothwendigsten beschränkt. Ein tieferes Eingehen verbot sich abgesehen vom knapp bemessenen Raume schon deshalb, weil die einschlägigen Arbeiten von Sander, Zösmair, Fischer, Rapp 2c. noch nicht abgeschlossen sind und der Zweck eine rasche Veröffentlichung des Büchleins empfahl.

Denjenigen, welche mich bei dieser Arbeit durch Auskünfte jeder Art unterstützten, den verdienstvollen Erforschern vorarlbergischer Landesgeschichte, Herrn Oberrealschuldirector Hermann Sander, den Herren Gymnasialprofessoren Dr. Jos. Zösmair und Dr. Gebh. Fischer, dem hochw. geistlichen Rathe Dr. Ludw. Rapp, ferner den Herren Dr. J. K. Lecher, Herausgeber der

„Presse“, Sekretär Mich. Loacker und dem Custos des Innsbrucker Museums Konrad Fischnaler sei mein verbindlichster Dank gesagt. Vor Allem aber gebührt derselbe Herrn Baron Karl v. Seyffertitz und Herrn Bezirksarzt Dr. Jodok Bär, welche nicht müde wurden, meine endlosen Anfragen in ausführlichster Weise zu beantworten.

Zum Schlusse stelle ich an alle Vorarlberger die dringende Bitte, mich auf etwaige Fehler, die bei der Entstehungsart dieses Büchleins leicht begreiflich wären, freundlichst aufmerksam zu machen, damit dieselben bei einer späteren Auflage verbessert werden können.

Innsbruck, Juli 1895.

Dr. Ludwig v. Hörmann.

Inhalts-Verzeichnis.

Wanderungen in Vorarlberg.

Im Alemannengau.

Seitdem die Arlbergbahn dem von Bregenz kommenden Schienenstrang die Hand gereicht, hat man auch angefangen, Vorarlberg, dem westlichsten Kronlande der österreichischen Monarchie, in touristischer Hinsicht mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Bisher betrachtete man es gewöhnlich nur als Durchzugsposten zwischen den alpinen Hauptdomänen Schweiz und Tirol und begnügte sich, vom Waggonfenster aus im Fluge die wechselnden Scenerien der burgen- und dörfergeschmückten Flanken des Ill- und Rheinthales zu bestaunen, obwohl die landschaftlichen Genüsse, welche schon die Fahrt allein bietet, jeden Naturfreund zum Verweilen da und dort einladen und der Blick durch die offenen Thore der Seitenthäler, an denen der Bahnzug vorübergleitet, die im Schoße und in den Falten derselben verborgenen Schönheiten ahnen läßt. Nur in wenigen, durch die Lage und besondere Umstände begünstigten Punkten, wie Bregenz und Montavon, hatte sich in der Saison ein regeres Leben entwickelt. Alle anderen Districte an und abseits der großen Verkehrsstraße zwischen Bodensee und Arlberg waren bis vor kurzem noch verhältnismäßig so unbekannt und unbesucht, wie sie es vor fünfzig Jahren waren, da Ludwig Steub im ersten Theile seiner „Drei Sommer in Tirol“ auf die seltenen Schönheiten des Alemannengaues hingewiesen hat.

Der Grund der schwächeren Berücksichtigung dieses Alpenlandes lag nicht zum kleinsten Theile im geringen Interesse, das die Bevölkerung dem Fremdenwesen schenkte, sei es nun, dass man die daraus erwachsenden materiellen Vortheile noch nicht einzusehen vermochte und diese neue Erwerbsquelle gegenüber den bisherigen, Viehzucht, Industrie, Handel und Gewerbe, zu niedrig anschlug, sei es, dass dieses fleißige und selbstgenügsame Volk trotz der Nähe der Schweiz dem Fremdenzufluß von vornherein keinen Geschmack abgewinnen konnte. Die natürliche Folge war der Mangel an Gasthäusern mit entsprechendem Comfort, die geringe Rücksicht auf Schaffung und Verbesserung von Verkehrswegen und Transportmitteln, kurz die Vernachlässigung alles dessen, was man jetzt, da sich die einschlägigen Anforderungen bedeutend gesteigert haben, von einem Touristengebiet verlangt. Vorarlberg glich, könnte man sagen, einem wunderschönen Naturpark, in den zu treten zwar Niemandem verwehrt ist, in dem zu wandern oder zu verweilen aber auch Niemand eingeladen wird. Erst in neuester Zeit hat man diese Angelegenheit, welche von eminent nationalökonomischer Bedeutung ist, in ernstere Betrachtung gezogen, vorzüglich auf Anregung des jungen „Landesverbandes für Fremdenverkehr in Vorarlberg", der in ähnlicher Weise, wie in Tirol, systematisch die Sache in die Hand nahm, um diese Perle der österreichischen Alpenländer der wanderlustigen Welt mehr zu erschließen.

Und Vorarlberg verdient es auch.

Ich spreche es offen aus: Es gibt kein Alpenland, das in so engem Rahmen eine solche Fülle von landschaftlichen Schönheiten in sich vereinigte. Was nur Auge und Ohr eines Naturfreundes verlangen mag, heiteres fruchtbares Thalgelände und bachdurchtoste romantische Schluchten, aussichtreiches Hochgebirge und dörferbesätes Hügelland, Eishörner und Felsenthore über saftgrünen Almen und Bergwiesen, brausende Wasserfälle und

muthwillig dahinhüpfende Murmelbächlein, einsame Alpenseen und der blaue Spiegel des schwäbischen Meeres, epheuumrankte Burgruinen über friedlich hingelagerten Wohnhäusern und Hütten, schmucke Städte und gewerbthätige Märkte: Alles findet sich offen und leicht erreichbar ausgestreut, ohne daß der Wanderer durch unwirthliches Zwischenland sich den Genuß erst erkaufen müßte. Das ist es eben, was den Besuch des Alemannengaues so angenehm macht: die Thäler sind bis hinauf zu den eisigen Graten der Silvretta und den Hochwarten des Tannberges leicht zu durchwandern, die Berge, weil stark vorgeschoben oder frei gestellt, von weittragender Aussicht und trotz ihrer imponierenden Höhe leicht besteigbar.

Was weiter dem Lande einen so eigenartigen Charakter verleiht, ist die Verschmelzung von Norden und Süden, die sich vollzieht. Neben kühlen Tannenforsten und dämmerigen Buchen- und Ahornwäldern stehen grüne Rebenhügel, sonnt sich im Anger das köstliche Edelobst. Gleichwie in Südtirol, kann der Wanderer am Morgen über Gletschereis steigen und Abends in der Thalsohle die Traube prangen sehen. Gerade im Spätsommer oder im Frühherbste, wenn die Beere zu blauen und das Laub mählich zu fallen beginnt, wenn die sommerliche Gluth zum behaglich warmen Sonnenschein geworden, ist der Aufenthalt in diesem herrlichen Alpenlande ganz einzig schön, mag man nun im Hauptthale verweilen oder eines der lohnenden Seitenthäler besuchen.

Noch ein Vorzug, der den „Fremden" anmuthen kann, muß erwähnt werden. Es ist die sprichwörtliche alemannische Reinlichkeit, die ein charakteristisches Merkmal des Vorarlbergers bildet und dem aus anderen Gebieten Kommenden sofort in die Augen fällt. Alles ist sauber und fein; Tische und Fußboden blank gescheuert, die Fensterscheiben und Gläser spiegelhell ge-

putzt, auf Schränken und Bänken kein Stäubchen. Diese Cardinaltugend des Vorarlbergers macht sich nicht nur in größeren Gehöften geltend, sondern auch in der ärmlichsten Hütte. Mag mancher Gasthof im Hauptthal und manches bescheidene Wirthshaus im Seitenthal hinsichtlich des Comforts viel zu wünschen übrig lassen, die Reinlichkeit, welche Gast- und Schlafzimmer, kurz das ganze Haus beherrscht, läßt ersteren Mangel vergessen und macht die Unterkunft und Mahlzeit behaglich. Dabei sind die Leute äußerst freundlich und entgegenkommend. Allseits tönt dem Vorüberziehenden ein „Guata Tag" oder ein „Grüß Gott" entgegen. Ueberhaupt erhält der Wanderer durchaus den Eindruck eines arbeitsamen und zufriedenen und deshalb glücklichen Volkes.

Trotz dieses und manches anderen gemeinsamen Zuges ist der Charakter desselben gleichwie der des Landes verschieden geartet. Der germanisirte Romane des inneren Walgaus und Montavons hat ein anderes Wesen als der mehr reinblütige Alemanne des „Vorderlandes", dieser ist wieder verschieden von dem schon mehr schwäbischen des unteren Rheinthales oder Bregenzer Bezirkes. Vollständig scheiden sich aus die eingewanderten Bewohner des großen und kleinen Walser Thales. Welch reiches Feld für den Ethnographen und Sprachforscher!

Als Repräsentanten dieser drei genannten ethnographischen und landschaftlichen Hauptgebiete stehen drei Städte, Bregenz, Feldkirch und Bludenz, jede mit eigenthümlichen Reizen geschmückt, jede die Eigenart des ihr zufallenden Bezirks wie in einem Brennpunkt vereinigend. Jede derselben bildet zugleich das Standquartier für eine Fülle kleinerer und größerer Ausflüge in ihrem Rayon.

Die Domäne von Bregenz umspannt das ganze „Unterland", also das Gebiet von den Ufern des Bodensees südwärts bis

zum Kummerberg, wo bei Götzis der vordere Walgau beginnt. Ueberdies muß ihm auch das weitgedehnte Hinterland des Bregenzer Waldes zugesprochen werden.

Das zweite Hauptgebiet Vorarlbergs bildet Feldkirch und seine reizende Umgebung. Ihm gehört touristisch das ganze „Vorderland" oder der vordere Walgau von Götzis angefangen sammt einem Stück des inneren Walgaus oder Illthals beiläufig bis Nenzing zu.

Kurz, als Standquartier für die Bereisung Mittelvorarlbergs kann kein besserer Punkt als Feldkirch gewählt werden. Hingegen empfiehlt sich für das östlich von Nenzing gelegene Gebiet Bludenz, die Metropole des innern Walgaus.

Bregenz.

Schöneren Willkommgruß kann der Besucher des herrlichen Landes Vorarlberg nicht empfangen, als wenn er auf stolzem Dampfer von Lindau herschwimmend, aus der grünumsäumten Bucht das liebliche Bregenz vor sich aufsteigen sieht. Halb Kind der Ebene, halb der Berge, baut sich die Stadt terrassenförmig an dem bewaldeten Abhang des Pfänder empor, überragt von der Aussichtswarte des Gebhardskirchleins, bewacht von der majestätischen Kette der Schweizerberge, die jenseits des weitgeöffneten Rheinthales den Blick bis zu deu blauduftigen Graten des Rhätikon geleiten.

Welches Alpenland hat ein so schmuckes Empfangszimmer aufzuweisen!

Bregenz hat, gottlob, keine regelmäßig gebauten Gassen, aber gerade dies macht seinen Reiz aus; es ist malerisch. Am meisten trägt hiezu die erhöhte Lage der Pfarrkirche und der durch ein Thälchen von ihr getrennten Altstadt oder „oberen Stadt" bei, welche auf einem vorgeschobenen Plateau steht und mit ihren altersgrauen, epheuumsponnenen Stadtmauern und rothbedachten Eckthürmen sich von der dahinter aufsteigenden grünen Bergwand lieblich abhebt. Doch wir wollen

zuerst der unteren Stadt oder Vorstadt und vor Allem dem Hafen mit seinen Anlagen einen Besuch machen.

Wie hat sich doch dieser Theil von Bregenz seit einigen Jahrzehnten verändert und ausgebreitet! Wo früher um armselige Hütten sandiger Boden sich zur stillen Bucht hinzog, steht nun, den neuen Hafen mit der Trajectanstalt und das Trockendock, sowie den Bahnhof umrahmend, ein Kranz von Neubauten, Hotels, Privat- und öffentlichen Gebäuden. Zwischen See und Schienenstrang aber dehnen sich die jungen Quai-Anlagen aus, zu denen man über eine die Bahngeleise überspannende Eisenbrücke gelangt. Wie lieblich mag es sein, in diesen Anlagen, wenn sie einmal ausgewachsen sind, sich zu ergehen oder von einer beschatteten Bank aus den Blick auf die weite Fläche des Bodensees zu heften, die scheinbar unbegrenzt gegen Nordwesten sich ausspannt, während gerade vor uns Lindau, die „schwimmende Stadt", freundlich herübergrüßt. Dampfer um Dampfer durchschneidet die blaue Fluth und weist durch die nachziehende Silberfurche den Ort, woher er gekommen. Daneben beleben gaukelnde Nachen den See, besonders an den lauen Sommerabenden, wenn die Musik der Promenade-Concerte das Wellenplätschern übertönt und aus den lampionsgeschmückten Gondeln der Chorgesang fröhlicher Jugend klingt.

Am belebtesten ist Bregenz an schönen Sonntagen. Da wimmelt die Stadt von inländischen und fremden Besuchern, die aus dem „Oberland" und aus den Uferstädten zu Wasser und zu Land angerückt kommen. Jeder neu einfahrende Zug wirft Hunderte aus den heißen Waggons, so daſs man wohl sagen kann, die Zahl der zugereisten Gäste übersteigt doppelt die Zahl der Bewohner. Es ist gut, daß wir uns in den Gassen auskennen, denn jede Frage nach einem merkwürdigen Orte würde mit einem: „Bitte, ich bin hier fremd", beantwortet werden.

Wir übersteigen also wieder die eiserne Schienenüberbrückung und beginnen unsern Rundgang in und um die Stadt.

Doch zuvor noch einen Sprung ins Museum!

Ich war, zu meiner Beschämung sei es gesagt, bis heute noch nie darinnen gewesen. Es wurde 1858 auf Anregung des damaligen Kreishauptmannes v. Froschauer gegründet und steht in der hinteren Riedgasse, ein unansehnliches Gebäude, das bald einem neuen größeren Heim Platz machen wird. Das ist auch höchst nothwendig. Man muß staunen, welch reiche Fülle von Alterthums- und Kunstobjecten — von den schriftlichen Geschichtsdenkmalen, Urkunden 2c. nicht zu sprechen — diese spärlichen Räume beherbergen. Da leider vorderhand noch kein Katalog existirt, so bin ich mit meiner kurzen Revue nur auf das Gedächtnis angewiesen. Also treten wir ein. Hu! was blinkt uns da in Holz und Eisen entgegen? Nur keine Aengstlichkeit, wir stehen in der Folterkammer. Wirklich recht hübsche Dingerchen gibt es hier zu sehen. Da liegt auf einem römischen Denkstein eine spätmittelalterliche Daumenschraube, um einem armen Delinquenten das Bekenntnis zu — erleichtern; dort steht ein hölzernes „Streckrad", falls ein größerer Nachdruck nothwendig sein sollte; an seinem linken Gestellbalken hängt ein riesiges Richtschwert, es stammt aus Doren, am rechten eine sogenannte „Zange", eine niedliche Erfindung für bissige Weiber. Leider mangelt mir die Zeit, den äußerst sinnreichen Mechanismus dieses Besserungs-Apparats des Weiteren auseinanderzusetzen; nur so viel sei gesagt, daß dieses einem ∞ (Achter) nicht unähnliche eiserne Instrument nach außen zu zwei größere Oeffnungen für die Köpfe der beiden mit zugewendeten Gesichtern eingespannten streitsüchtigen Weiber hat und nach innen zwei kleinere, für je eine Hand derselben. Fast alle diese grausigen Marterwerkzeuge stammen aus der Frohnfeste von Bregenz, wo sie in Thätigkeit

waren, bis sie ein Federstrich der großen Kaiserin Maria Theresia hoffentlich für immer abschaffte. Oder sollten sie deshalb hier ins Eingangsgemach gestellt worden sein, um sie nöthigenfalls gleich bei der Hand zu haben?

Einen fast heiteren Gegensatz zu diesen Ausgeburten einer finsteren Zeit bilden zwei Schlitten, die im Hintergrund des Gemaches stehen und, wie mir der Cicerone versicherte, aus dem Hohenemser Schloß stammen. Es ist ein „Bockschlitten“ für einen Mann und ein „Schneckenschlitten“ für eine Frau; das reichvergoldete Schnitzwerk weist auf das siebzehnte Jahrhundert.

Rechts von diesem Eingangsgemach kommt man in den „Saal der Ausgrabungen“. Es sind größtentheils Fundstücke aus Stein, Thon und Erz, welche von den Ausgrabungen in Vorarlberg überhaupt und vor Allem vom sog. Oelrain herrühren. Da trifft man — Alles übersichtlich geordnet und mit Täfelchen bezeichnet — im Schrank an der Wand „Römisches Eisengeräth“, in einem anderen „römische Thonwaren“; ein dritter umfaßt Stücke aus der „Stein-, Römer- und Erzzeit“. Zwischen den Fenstern hängt ein Plan der Ausgrabungen am Oelrain. Den weiteren Raum des Zimmers füllen außer interessanten Fundsteinen mit Inschriften und figuralem Schmuck römischen Ursprungs, die überhaupt durch alle Räumlichkeiten des Erdgeschoßes vertheilt sind, ein ganzes Arsenal von Waffen aus allen Jahrhunderten, als Morgensterne, Säbel, Lanzen, Pfeile ꝛc. Ein vorzüglich schönes Stück ist der Broncehelm eines römischen Legionärs aus dem Walde ober Schaan.

Das linksseitige Zimmer enthält ebenfalls größtentheils römische Alterthümer, so einen interessanten Weihestein mit Inschrift, ferner das bekannte Relief der Pferdeschutzgöttin Epona, das sich ober dem Eingangsthor in die Altstadt befand. An

Stelle des dem Museum einverleibten Originals wurden eine genaue Copie desselben angebracht. Belehrend ist auch das Modell eines römischen Weinkellers, den man beim Bau der protestantischen Kirche bloßlegte Diese Reminiscenz ist übrigens geeignet, unsere Besichtigung zu beschleunigen, umso mehr, als eigentlich ganz Bregenz ein großartiges Museum ist, bei dessen Durchwanderung fast jeder Schritt auf das sichtbare oder nur mehr in der Erinnerung lebende Denkmal einer ereignisreichen Vergangenheit stößt.

Der erste Stock ist der Kunst zugewiesen. Was emsige Suche und pietätvolle Sorge im theuren Heimatlande aufstöberte oder Opferwilligkeit abgab, Gemälde und plastische Kunstdenkmale alter und neuer Zeit, findet sich in diesen beengten Räumen beisammen. Besonders das religiöse Gebiet ist reich vertreten. Da findet man zum Beispiel einen prächtigen Altar aus der Pfarrkirche in Hohenems, Theile von Flügelaltären mit herrlicher alter Temporemalerei, ferner Rückwandgemälde eines alten Chorstuhles aus Feldkirch; an der anliegenden Wand hängt das Porträt der Angelika Kaufmann nebst einem Familienbild von ihr, daneben das des Malers Gebhard Flatz, rechts und links davon Kreidezeichnungen von Fink. Auch die beiden Huber, besonders Wolfgang, der sog. „alte Huber“ sind mit schönen Bildern vertreten. In der Ecke steht eine reizend gearbeitete weibliche Büste von Feuerstein. Auf einer Staffelei erblickt man die prächtig gemalte Copie der Kreuzabnahme eines unbekannten Meisters von Jakob Jehly in Bludenz. Das Original befindet sich im Betchor der Kapuziner in Feldkirch. Das rechtsseitige sogenannte Hohenemserzimmer enthält fast ausschließlich Kunstalterthümer, die aus den alten Schlössern von Hohenems stammen, so einen werthvollen Wandschrank aus Neu-Ems, ein allerliebstes Schmuckkästchen, eine Hausorgel mit

prächtigem Schnitzwerk, an den Wänden werthvolle Gobelins u. s. w. Das anstoßende Gemach könnte man das „Dr. Baerzimmer“ nennen, denn dieser gleich Anderen — in erster Linie Dr. Sam. Jenny — um das Vorarlberger Museum hochverdiente Mann hat fast den ganzen Inhalt rings im Lande zusammengesucht und zusammengestellt. Vor Allem fällt ein großer Flügelaltar aus Alberschwende und drei alte meisterhaft geschnitzte Figuren, Christus in Mitte der zwei Schächer, aus Jagdberg in die Augen. Eine Veteranenwacht vergilbter Kriegsfahnen, welche die Ehrenmale ihrer Bluttaufe stolz an sich tragen, vertritt die profane Seite dieser reichhaltigen Sammlung.

Gern möchte ich Dich noch in das danebenstehende Münzcabinet, das außer Siegelabdrücken, Wappen und Zunftschildern auch interessante Porträts, zum Beispiel von Dr. Schneider, dem Hofer Vorarlbergs, zeigt, führen, aber die Zeit drängt. Also nur noch einen flüchtigen Blick in die drei Naturaliencabinete des zweiten Stockes, um die riesigen Mammuthzähne anzusehen, die aus dem Seesatobel und aus dem Schaanerwald hieher gewandert sind, und dann schleunigst hinaus ins Freie.

Unser nächster Besuch gilt der historisch merkwürdigen „Seekapelle“. Wir gehen also gegen den Kornplatz mit den stattlichen Kornhäusern. Freilich die bewegten Tage sind vorbei, als noch die Karawanen säumender Bregenzerwälder hier ihren Getreidebedarf holten und dafür ihre Ladungen von Käse und Butter in Handel brachten. Dahinter guckt die alte „Hansencapell“, nun Johanneskapelle genannt, melancholisch hervor. Sie denkt der Zeit, da spielende Kinder abends sie umjubelten und die im See versinkende Sonne ihre Fenster vergoldete; jetzt hat ihr das neue Post- und Telegraphengebäude die Aussicht versperrt. Sie war bei meinem Besuche leider verschlossen. Nicht besser

ging es mir mit der „Seekapelle", die nur einen Büchsenschuß weiter am Ende der Rathhausgasse steht. Auch hier fand ich den Zugang zum Kirchenschiff versperrt und mußte mich begnügen, durch das Vorgitter hineinzuspähen. Der Meßner, den ich am Chore herumhantiren sah, beantwortete meine Frage, ob er mir nicht öffnen könne, mit der lakonischen Antwort: „Jtz amol net". Er hatte wahrscheinlich schon im Gedanken einen halben Knödel im — Mund. Die Kirche bietet, so viel ich sehen konnte, im Innern gerade nicht viel Merkwürdiges. Der linke Seitenaltar zeigt ein Schutzengelbild, der rechte die Gottesmutter. Auf dem Hochaltar stand noch der „Auferstandene", das dahinter hängende Altarbild konnte ich wegen der verdüsternden bemalten Glasfenster, nicht ausnehmen. An der Rückwand der Kirche ist eine Tafel eingemauert, welche uns die Entstehungsgeschichte dieses Gotteshauses offenbart mit der Inschrift: „Dieses Gotteshaus wurde erbaut zum dankbaren Gedächtnis eines am 13. Jänner 1408 über die feindlichen Appenzeller mit Hilfe Gottes und der Ritter vom schwäbischen St. Georgsschild erfochtenen Sieges." Das war das grausige Morden am Nebelmorgen des Hilariustages 1408, das dem Wüthen der siegestrunkenen Bauernschaaren Halt gebot. Ueber dem Massengrabe der Erschlagenen wurde erst nur eine kleine Kapelle errichtet, so „anno 1610 erweitert und zu einer schönen kirchen aufgebawen . . . zu St. Georgen genannt". Dem entsprechend erblickt man auch in den Nischen an der Außenseite der Kirche in plastischer Darstellung auf der einen Seite den heiligen Georg, der den Drachen erschlägt, auf der anderen den Drachentödter Michael.

Die Bregenzer haben übrigens alle Ursache, das Andenken an diese Rettung zu ehren, denn damals hatte man es nicht nur mit den Schweizern, sondern auch mit dem rebellischen ein=

heimischen Bauernbund „ob dem See“ zu thun. Ganz Vorarlberg und der westliche Theil von Tirol hatte bereits der von Itel Reding geplanten alpinen Bauernrepublik zugeschworen, sechzig Städte und feste Orte waren genommen, dreißig Burgen gebrochen, bis sich am Bollwerk von Bregenz die Macht der Feinde brach. Bei diesem blutigen Gefecht, das die schwäbischen Entsatztruppen unter Rudolf von Montfort-Tettnang und dem österreichischen Hauptmanne Grafen Hermann von Sulz lieferten, spielt auch die halb historische, halb sagenhafte Gestalt der Ehrguta eine Rolle. Dieselbe — ein armes Weib aus Bregenz Namens Guta — soll nämlich, wie man mir in der Kindheit erzählte, in einer Zechstube zu Rankweil hinter dem Ofen ruhend den Plan der Schweizer, die Stadt zu überfallen, belauscht haben. Sie sei dann noch in der Nacht bei Schnee und Sturm zu den Ihrigen geeilt und habe den Anschlag verrathen. Die Folge war die genannte Niederlage des Feindes. Der Retterin zu Ehren wird noch von Martini bis Lichtmeß dem Stundenruf des Nachtwächters „Ehr-Guta“ beigefügt. Die erbeutete „Appenzellerin“, ein „groß Stück Geschutz“, wie Guler von Weineck in seiner Chronik berichtet, wurde auf das Schloß übertragen, die den Feinden abgenommene Fahne aber in der Martinskapelle aufbewahrt, von wo sie die Schweden 1647 mitnahmen.

Diese Martinskapelle oder, richtiger gesagt, der Martinsthurm ist, wie wir gleich sehen werden, eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten, welche Bregenz besitzt, und es ist sehr zu bedauern, daß die Reisehandbücher so wenig Notiz davon nehmen. Der Besuch gibt uns zugleich Gelegenheit, die alterthümliche „obere“ oder „Altstadt“ zu besichtigen, die Hochburg, um deren Fuß sich das neue Bregenz gruppirte. Wir sollten nun eigentlich durch die Kirchgasse zu ihr hinaufsteigen, weil sich von

diesem kurzen Umwege aus die hinter dem „Thalbach-Töbele" aufragende festungsartige Altstadt mit ihrer gewaltigen Mauern-umgürtung äußerst malerisch präsentirt, aber der rothbekuppelte St. Martinsthurm leuchtet so verführerisch durch die Mauracher-gasse, daß wir dieser steil ansteigenden gepflasterten Route, die uns direkt hinaufleitet, den Vorzug geben. Am Ende derselben steht links der Ansitz des Freiherrn Karl v. Seyffertitz, dessen schwungvolle Feder wiederholt, zuletzt in dem Prachtwerk „Unser Vaterland", das schöne Alpenland meisterhaft wie kaum eine geschildert hat.

Ein starkes und tiefes Thor mit dem obengenannten Epona-Relief führt uns in die „obere Stadt" ein. Sie trägt ein ganz eigenthümliches Gepräge; man kann sagen, sie ist eine Stadt für sich oder, wie der Chronist sagt, ein „kleines und eingezogenes stättlein auf altfränkische Manier erhalten", bewohnt von einer Bevölkerung, welche das unter ihr wogende Treiben der kühn vorwärts strebenden Fremdenstadt Jungbregenz unberührt läßt. Für Gesundheit sorgt die frisch wehende gute Luft hier oben, für des Leibes Ergötzlichkeit das alte nunmehr vergrößerte und neu hergerichtete Gasthaus „zum Storchen", das seit Verlegung des Marktes in die untere Stadt allerdings an Bedeutung verloren, aber durch seine historische Vergangenheit an Ansehen gewonnen hat. Der Ueberlieferung nach soll es nämlich die ursprüngliche Stadtresidenz der Grafen von Montfort gewesen sein. Diese Angabe stützt sich auf die Aussage des hochw. Herrn Pfarrers Georg Hummel, der bei seinen Lebzeiten Stadtarchivar und Fachmann der historischen Abtheilung des Landesmuseums, mithin in alten Schriften und „buochen" wohl bewandert war. Daß die bregenzer Grafen außer dem „Schloß auf dem Felsen", nämlich der Pfannenburg auf dem Gebhardsberg, auch noch eine zweite Re-

sidenz in der jetzigen oberen Stadt besaßen, geht aus Urkunden unzweifelhaft hervor, es handelt sich nur darum, wo dieselbe gestanden. Das Storchenwirthshaus hat für diese Ehre viel für sich, wie ich an einem andern Orte darthun werde, für diesmal drängt uns die Neugier in erster Linie zum Martinsthurm. Nach kurzem Rundgang um die paar Häusercomplexe, die zum Theil frei stehen, theils an die mächtigen Ringmauern angebaut sind, gelangen wir zu dem am nordöstlichen Winkel stehenden Martinsthurm. Eine überdachte hölzerne Stiege führt drei Stock hoch von außen im Zickzack hinauf. Wir stehen im weiten Saal eines massiven viereckigen Thurmes; die mittelalterlichen Schießscharten an den dicken Mauern zeigen uns, daß er einst zu Vertheidigungszwecken gedient habe.

Bratenduft und ein gewisses, jedem sterblichen Ohr bekanntes Geprassel bestimmt uns, auf der Innentreppe noch eine Etage höher zu steigen. Wir befinden uns nun in der Wohnung des Thürmers und Feuerwächters. Hier sieht es schon heimischer aus. Ein Theil des großen Quadrates wurde verwendet, um Küche und Schlafgelasse unterzubringen. Der Boden ist mit Steinplatten gepflastert; auf einer derselben unmittelbar vor der Stiege erblickt man unleserliche Schriftzeichen sammt Jahreszahl. Auch an einem der Stützpfeiler steht eine neuere Jahreszahl, so viel man erkennen kann, 1611. Durch die übertünchten Wände glänzt noch pechschwarz der Ruß durch, der wohl Jahrhunderte lang von der Küche aus hier seinen Abzug gefunden hatte.

Wir treten an eines der Fenster. Ein Ausruf der Verwunderung, der sich uns unwillkürlich entringt, lockt den Thürmer aus dem Gemache heraus, einen würdigen älteren Mann, der uns aufmerksam macht, daß die Aussicht im darüberliegenden Stockwerk noch viel schöner und umfassender sei, da die

Fenster nach allen Seiten des Thurmes herausschauen lassen. Also hinauf! An der nördlichen Wand klebt wie ein Schwalbennest ein kleines Schlafkämmerchen, das schmuck und reinlich, wie Alles in Vorarlberg, des Thürmers holdem Töchterlein als Gemach dient. Der Blick durch den Rahmen des Fensters auf den See, auf die grünen Ufergelände und auf die Stadt ist ganz entzückend. Wie herrlich, hier am Morgen die heraufstreichende frische Seeluft einzuschlürfen oder an schönen Abenden die Sonne im fernen Westen purpurn untertauchen zu sehen! Unwillkürlich kommt einem der Gedanke an „Hugdietrich's Brautfahrt", jenes zarte, erzählende Gedicht von Wilhelm Hertz, wie der brummige alte Recke Walmund sein einziges Töchterchen Hildegard im höchsten Thurmgemach verschließt, damit es ihm nicht weggeschnappt werde, und wie dann der junge Hugdietrich als Mädchen verkleidet zu ihr und ihrem Herzen den Weg findet.

Lassen wir das schüchterne Mädchen nun weiter arbeiten und treten hinaus ans westliche Thurmfenster. Da liegt das ganze Rheinthal mit der zackigen Riesenfranse der Schweizer Alpen wie ein Teppich ausgebreitet. Bis zu den „drei Schwestern" im Saminathal, ja bis zur Churer Calanda schweift das trunkene Auge, während gerade unter uns die Pfarrkirche und der Villengürtel des Oelrains den wirksamen Vordergrund bilden. Nicht minder schön ist die Aussicht von dem östlichen und südlichen Fenster. Ersteres läßt den Blick ins Allgäu gleiten, bei letzteren sind wir wie mit einem Schlage See und Stadt entrückt und erschauen ein grünes Wald- und Wiesenland, das sich bis zur Kuppe des Pfänder hinanzieht.

Bald hätten wir bei Bewunderung der Außenwelt das Innere des thurmartigen Gebäudes vergessen. Ein Blick an die Wände zeigt uns, daß dieselben mit Säulen geschmückt sind, welche die Fenster

umrahmen. Auch die Außenseite des Thurmes trägt unter den Fenstern Säulenschmuck. Wenn man nun die ganze Anlage und Ausschmückung des fünf Stockwerke hohen Thurmes ins Auge faßt, so möchte man fast vermuthen, daß der jetzige Martinsthurm, in dem wir stehen, ein Theil der danebenliegenden Residenz der Montforte gewesen sei. Diese Meinung befestigt sich noch, wenn wir die fünf Stockwerke hinabsteigen, um die im untern Theil des Thurmes befindliche sogenannte Martinskapelle zu besichtigen. Man tritt jetzt von der Straße aus hinein. Ursprünglich führte eine noch erkennbare Stiege aus den oberen Räumlichkeiten direct zu ihr hinab. Sie nimmt das ganze Erdgeschoß des Thurmes, sammt den zwei darüberliegenden Stockwerken ein und bildet nunmehr die Emporkirche des Gotteshauses. Das Schiff desselben wurde erst später unter der baierischen Regierung daran angebaut. Der gegenwärtige Hauptaltar, die alemannischen Glaubensboten mit Maria darstellend, ist von Gallus v. Deuring und dessen Frau gestiftet; den ursprünglichen Flügelaltar haben, wie uns der Cicerone versichert, die Baiern im Anfang dieses Jahrhunderts mitgenommen.

Hochinteressant sind die Wandfresken, die leider oder richtiger zu allem Glück größten Theils mit Papier überklebt sind. Man kann deutlich ältere und jüngere unterscheiden. Auf der linken Seite, an der, nach Spuren zu schließen, sich auch eine Kanzel befand, erblickt man einen geharnischten Ritter, der vor einem Crucifix kniet. Der Helm ist zurück über den Nacken geschlagen. Darunter stehen die Verse:

Mich Graff Wilhelm von Montfort
Behüt Gott hie und dort. 1362.

Dieser Wilhelm ist also kein Anderer als Wilhelm II., der Großvater des Minnesängers Hugo von Montfort. Von ihm ist die Kapelle nach dem Stiftbrief im Jahre 1362 er-

richtet worden. Auch eine bemalte, ursprünglich dem Fenster eingefügte Glasscheibe mit dem fein ausgeführten Montforter Wappen, sowie eine ziemliche Anzahl kirchlicher Geräthschaften weist auf die enge Beziehung zum gräflichen Hause. Da ist zum Beispiel in der hinter dem Altare befindlichen Sakristei ein wappengeschmücktes zinnernes Waschbecken zu sehen. Der dazu gehörige Wasserbehälter ist leider bei einer Ausstellung verloren gegangen. Ebenso enthält die feuersichere Nische in der rechtsseitigen Wand mit gothischer Steineinfassung ein schönes Vortragkreuz. Nicht minder beachtenswerth sind einige Missalien mit handschriftlichen Beziehungen zum Montforter Geschlecht. Ja noch ganz exquisite Kostbarkeiten enthält der genannte Schrank, so z. B. zwei prachtvolle mit dem Montforter Wappen geschmückte goldene Kelche u. s. w. Wenn daher dieser geweihte Raum nicht die Schloßkapelle zur danebenliegenden Residenz der Grafen von Montfort war, wozu diese Ausstattung des Thurmes sowie der andern Räumlichkeiten?

Da dieser Stifter Wilhelm II. um das Jahr 1362 bereits einen verheirateten Sohn mit zwei Nachkommen besaß, so wäre es nicht unmöglich, dass er diesem unser Thurmgebäude mit der früher genannten Residenz zur Wohnung überlassen, während er selbst auf Pfannenberg, „dem Schloß auf dem Felsen" residirte. Ist dies aber der Fall, dann stand auch da die Wiege seines Enkels, des lieblichen Minnesängers Hugo von Montfort.

Voll von Eindrücken aller Art, verlassen wir die denkwürdige Stätte und wandern südwestlich zur andern Ecke der Altstadt, wo ein Abstieg in die „Töbelestraße" führt. An dieser Ecke hat Robert Byr, der gefeierte Dichter, sein trautes Heim mit dem herrlichen Ausblick auf Stadt, See und Land.

Unweit davon führt ein „Türle", das schon die Theilungsurkunde von 1409 erwähnt, und eine Steintreppe zur Fahrstraße hinab ins „Töbele" und hinauf zur Pfarrkirche.

Sie steht in imponirender Erscheinung auf einem mit der Oberstadt fast gleichhohen Hügel und reicht mit ihrem Alter in das Jahr 1068 zurück. Besichtigungswerth sind vor allem die schöngeschnitzten Chorstühle, die aus der Klosterkirche in Mehrerau stammen, und die hübschen Altarbilder. Der werthvollste Besitz ist jedoch der Hochaltar mit Tafeln aus kunstvoll getriebener Silberarbeit, im Jahre 1472 von Baron Deuring gestiftet. Er wird jedoch nur an höchsten Festtagen aufgerichtet. Als heitere Beigabe mag der Besucher die von urwüchsigem Humor gewürzte Grabschrift des muthigen Feldobersten Caspar Schock († 1672) mitnehmen, welche auf schwarzer Tafel neben der Kanzel in Majuskelschrift zu lesen ist:

Allhie ligt der Madensack,
Nun helfen dich weder Pistoll noch Pracht,
Weil du aber den Grabstein hast bei Zeiten gmacht,
Wird dich hoffentlich Got nemen in obacht...

Die gedruckte angeblich von ihm selbst verfaßte Grabschrift soll noch viel drastischer gewesen sein. Wohin nun?

Sollen wir dem weltbekannten Gebhardsberg, zu dem hinauf die Straße an der Pfarrkirche vorbei leitet, einen Besuch abstatten und das bezaubernde Landschaftsbild, das wir vom Martinsthurm aus genossen, nochmal erweitert vor unserem Blick entrollen? Oder sollen wir gar, die Straße weiter verfolgend, zur Höhe des Pfänder steigen, um auch den grünen bergumrahmten Frieden des Bregenzerwaldes zu betrachten und so das Rundgemälde auch nach Südosten zu ergänzen*)? Doch

*) Einschlägige Auskünfte ertheilt bereitwillig die Wagner'sche Filialbuchhandlung (Webering) am Eingang der Kirchgasse.

diese Parthien sind schon oft so ausführlich und so schön geschildert worden, daß sich eine Wiederholung nicht verlohnt. Ich will dich lieber auf einem Umweg in die Stadt zurückführen, der dir zugleich das geistige Auge erfrischt und deinen denkenden Sinn in entfernte Zeiten zurückversetzt, als noch die ersten Glaubensboten Kolumban und Gallus im Jahre 610 die heidnischen Götzenbilder zertrümmerten und statt ihrer das christliche Kreuz aufpflanzten.

Wir wandern also auf der Straße gegen den Gebhardsberg weiter und schwenken rechts in einen Fußsteig, der uns zur Siechenkapelle weist. Unweit davon steht der alterthümliche Ansitz Babenwol und darunter ein röthlich übertünchtes Stallgebäude. Siehst du, an dessen Stelle stand noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit die ehrwürdige Galluskapelle, die Denkstätte des erwähnten irischen Glaubensboten. Nachdem sie „anno 1610 erweitert und zu einer schönen Kirchen auffgebawen", diente sie in den Jahren 1796—1800 als Magazin und wurde schließlich verkauft und abgebrochen. Als einziger Rest steht noch am Wege das arg verstümmelte Steinbild des hl. Gallus, das wohl jeder Vorübergehende für eine verwitterte St. Nepomukstatue ansieht. Neben dem Gotteshause soll sich nach sämmtlichen Vorarlberger Chronisten der St. Gallen-Stein mit der Grotte des Heiligen befunden haben, wovon die „vestigia und anzeigungen noch gesehen werden." Bergmann in seiner Landeskunde erzählt, daß dieser Nagelfluhfelsen, in dem sich die Grotte mit der steinernen Liegerstatt befand, von einem Privatbesitzer gesprengt und die Steine über den See zu Bauten nach Lindau geführt worden seien.

Dies scheint unrichtig zu sein.

Denn der Gallusstein mit der einer Menschenfigur anpassenden Höhlung existirt noch und zwar etwa 30 Schritte

hinter genanntem Stallgebäude. So wäre denn diese geweihte Stätte wenigstens erhalten.

Mit eigenthümlichen Gefühlen treten wir wieder auf der Hauptstraße unseren Rückweg nach Bregenz an. Sie führt uns über den Oelrain, den klassischen Boden, auf dem einst das römische Brigantium stand. Zu sehen ist nichts, denn die ausgegrabenen Schätze, die steinernen Reste der Basilika, des Forums, der Thermen und Villen, die einst dieses Plateau belebten, sind durch die emsige Fürsorge Dr. Sam. Jenny's, der sie an's Tageslicht zog, ins Museum gewandert, ausgegrabene Fundstellen aber wieder zugeschüttet. Jetzt steht ein Kranz von Landhäusern auf der grünen Fläche und der edle Bau der freistehenden protestantischen Kirche hebt seinen Thurm wie einen Finger Gottes in den Abendhimmel.

Eilen wir, daß wir noch vor einbrechender Dämmerung in die Stadt gelangen. Schon zeigt uns purpurne Röthe im Westen, daß die Sonne gesunken. Durch die Bäume rechter Hand schimmert alabasterweiß wie ein Feenpalast die Villa Raczinsky. Bald hallen unsere Schritte auf dem Steinpflaster der Kirchgasse, die uns geraden Weges hinab zum See geleitet. Hier wollen wir noch eine halbe Stunde die erquickende Wasserluft athmen und während oben Stern an Stern sich entzündet, dem melodischen Anschlage der Wellen lauschen, eingedenk der Verse Gilms:

„Zwei Dinge gibt's, die Wellen und die Sterne
Die zieh'n das Herz unwiderstehlich an."

Der Bregenzerwald.

Ehvor wir durchs Rhein- und Illthal mit ihren Nebenthälern wandern, wollen wir vorerst noch kurz dem Bregenzerwald, dem Hochpark Vorarlbergs, einen kurzen Besuch abstatten. Es ist dies jenes allwärts von Bergketten umschlossene Quellgebiet der Bregenzer Ache, eine wald- und wiesenreiche, von Hügelreihen durchzogene und von heiteren Dörfern belebte Hochfläche, die sich im Osten und Südosten von Bregenz ausbreitet und an landschaftlichem Reiz in den Alpen ihresgleichen sucht.

Umsomehr muß man sich wundern, daß dieses touristische Eldorado in Vergleich mit anderen Gebirgsgegenden weniger bekannt ist, obwohl schon Steub in seinem unvergänglichen Buche „Drei Sommer in Tirol", dessen erster Theil Vorarlberg umfaßt, diesem Erdstrich eines seiner bestgeschriebenen Capitel gewidmet hat. Freilich damals, es war in den Vierzigerjahren, führte noch nicht die herrliche Straße von Dornbirn in anmuthiger Steigung zum Eingang in dieses Paradies hinauf, auch der jetzt noch vielbefahrene steilere Weg durch die Schwarzachklamm nach Alberschwende war noch nicht so gut eingehalten wie gegenwärtig. Hat man einmal diesen genannten Vereinigungspunkt beider Straßen, wo ein gutes Gasthaus Erquickung gibt, erreicht, so liegt der ganze „Wald" offen vor dir.

Man unterscheidet den „Außerwald“ und den „Inner“- oder „Hinterwald“. Zum ersteren gehört Alberschwende und die heiteren Gelände von Lingenau und Hittisau, zu letzterem Egg und das weitere Gebiet von Bezau stromaufwärts Mellau, Au, bis an den Tannberg, welcher den romantischen Thalabschluß des Bregenzerwaldes bildet. Beide Theile desselben sind nicht nur landschaftlich, sondern auch volksthümlich etwas verschieden. Der Vorderwald ist heiterer, die Matten lachender, die Gegend hat den Charakter eines Hügellandes, dessen Kämme hinauf und hinauf begrünt sind; auch Egg, obwohl es schon zum Hinterwald gehört, trägt noch diesen Zug, ebenso die durch die Thalschlucht der Ache getrennten lieblichen Gefilde von Andelsbuch und Schwarzenberg. Dieser heiteren Landschaft entspricht auch der redselige, offene Charakter des Vorderwälders, während der Hinterwälder mehr bedächtig, wortkarger und verschlossener ist, entsprechend dem mehr ernsten Typus der Gegend, die bei Bezau und besonders von Au an durch mächtige Bergformationen und durch matteren Pflanzenwuchs eine mehr alpine Färbung erhält. Das macht eben einen Hauptreiz des Bregenzerwaldes aus, daß der, welcher ihn durchwandert, die ganze Stufenleiter der Alpennatur durchkosten kann, von dem anmuthigen Idyll eines grünen Hügellandes, wie es sich im Vorderwald präsentirt, bis zu den ergreifenden Bildern einer Hochgebirgslandschaft, die von Bezau an in steter Steigerung bis in die Bergeinsamkeit von Schröcken sich entwickelt. Da die Hauptbeschäftigung und Einnahmsquelle die Viehzucht ist, so ist der Feldbau wenig entwickelt; daher auch überall diese hellleuchtenden, saftgrünen, von Bächlein durchrauschten Fluren und Gehänge, auf denen die reinlichen Häusergruppen und Einzelgehöfte stehen.

So ein Bregenzerwälderhaus ist ein wahres Musterstück

von Sauberkeit und Behäbigkeit. Der von der Sonne gebräunte Blockbau, nicht selten mit einem Schindelpanzer überkleidet, das weit vorspringende Dach, unter dem sich auf der einen Seite das von Säulen getragene „Schopf“, die Plauderlaube für den abendlichen Heimgarten befindet, die großen blinkenden mit Vorhängen gezierten Fenster, der Söller mit dem herabnickenden bunten Blumenflor, machen auf das Auge einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Da könnte sich mancher Baumeister neue Motive für seine oft ganz styllosen und möglichst unzweckmäßigen Entwürfe holen. Besonders die Gehöfte älterer Bauart, wie sie im tieferen Hinterwald noch zu sehen sind, verdienen in dieser Hinsicht Beachtung. Sie haben meist an beiden Seiten einen „Schopf“, deren vorderer im Sommer als Plauder-, Speise- und Arbeitslaube benützt wird. Von hier kommt man gleich in eine Art Vorhaus, in dem rückwärts der Herd steht. An dieses Vorhaus grenzt rechts die „Stube“, neben dieser befindet sich der „Gaden“. Der obere Stock wird von den „oberen Kammern“ (Kammer, Hinterkammer und Dille) eingenommen. Rechts und links davon liegt beiderseits der „obere Schopf“. Tenne, Stall und Brunnengang befinden sich ebenerdig im selben Hause.*)

Die Hauptstationen des Bregenzerwaldes sind Egg, Bezau, Mellau, Schnepfau und Au. Egg, das man von der Höhe von Alberschwende in einer Stunde erreicht, liegt mit seinen hübschen Häusern und guten Gasthöfen äußerst freundlich am Ufer der Ache da und grüßt hinauf zu den Schwesterorten Lingenau und Hittisau, die nordöstlich von ihm an der Chaussee nach dem bairischen Ort Staufen liegen. Ein waldiger Abkürzungsweg führt über den anmuthigen Weiler Groß-

*) Vgl. die schönen Arbeiten über das „Vorarlberger Haus“ von Dr. Jodok Bär im Jahresberichte des Vorarlberger Museumsvereines. Jahrgang XXX ff.

dorf in einer Stunde dahin. Wer in diese Gegend kommt, lasse sich den Abstecher nach den genannten Orten nicht gereuen. Besonders Hittisau mit seiner Fülle von Spaziergängen und mit der guten Unterkunft kann nicht genug empfohlen werden. Aus den gleichen Gründen lohnend ist der Besuch von Schwarzenberg und Andelsbuch. Ersteres verdient, abgesehen von seiner prächtigen, waldumsäumten Lage, schon als Stammort der Angelika Kaufmann einen Besuch; an Andelsbuch aber, das östlich von ihm liegt, führt uns ohnehin unser Weitermarsch nach Bezau vorbei. Es besitzt außer einer Brauerei, in der man einen guten Tropfen trinkt, ein Bad, in dem erfolgreich „gekneippt" wird und ist, wie wir gleich sehen werden, auch historisch interessant.

Von hier aus gelangt man über die „Bezegg", die alte interessante Gerichtsstätte des Bregenzerwaldes, nach Bezau. Es liegt anmuthig zwischen zwei niederen, parallel laufenden Höhenzügen, der erwähnten Bezegg und dem waldigen Rücken, der es von Bizau trennt.

Bezau bildet gewissermaßen das Herz des Bregenzerwaldes, nicht deshalb, weil es der Sitz des Bezirksgerichtes und des — Steueramtes ist oder berühmte Männer und Frauen, wie z. B. den gelehrten Historiker Dr. Jodok Stülz, den Hofbildhauer Peter Kaufmann und die feine Bildhauerin Maria Katharina Felder, die Schülerin Schwanthalers, aufzuweisen hat, sondern weil es fast in Mitte des schönen „Waldes" liegt und schon durch die Nähe der „Bezegg" einen gewissen Nimbus erhält. Diese alte Rathhausstätte befand sich bekanntermaßen auf dem umwaldeten Gebirgsrücken, der die Einbuchtung Bezaus von Andelsbuch trennt. Es war zwar nur ein schlichtes, auf vier Holzsäulen ruhendes Gelaß, zu dem die „Regierung des Waldes", nämlich der Landammann mit Landschreiber und Waibel nebst 24 Räthen und 48 Gemeindeabge-

ordneten mittelst einer Leiter stieg. Dann zog man die Leiter wieder weg, und legte sie erst wieder an, wenn die Eingeschlossenen ihre Sache endgiltig abgemacht hatten. Was in diesem schlichten Bretterhause gesetzlich bestimmt und vom unten versammelten Volke angenommen wurde, hatte für den ganzen „Wald" Giltigkeit. Es wurde dann später als sog. „Landesbrauch" aufgeschrieben und bildete das allgemein anerkannte Gesetzbuch.

Von dem hölzernen Rathhause auf der Bezegg ist schon lange nichts mehr zu sehen — es soll Anno 1807 unter der bayerischen Regierung abgebrochen worden sein — aber dankbare Erinnerung hat im Jahre 1871 an der Stätte, wo es einst stand, ein Monument aufgestellt und dasselbe mit passender Inschrift nebst dem Wappen des Bregenzerwaldes, einem entwurzelten, grünen, bezapften Tannenbaum, geziert. Es ist daher wohl der Mühe werth, daß man sich den Gang zu diesem Denkmal einstiger Bregenzerwälder Freiheit nicht gereuen lasse, umsomehr als er der kürzeste Verbindungsweg vom Vorderwald, beziehungsweise auch von den beiden Schwestergemeinden Egg und Andelsbuch nach dem Hauptorte Bezau ist.

Was, höre ich einen Andelsbucher ergrimmt sagen, also deshalb soll Bezau das „Herz" des „Waldes" sein, weil es in der Nähe der „Bezegg" liegt? Liegt denn Andelsbuch nicht ebenso weit ab? Und woher hat man denn den Landammann, der die Hauptrolle bei den Versammlungen auf der Bezegg spielte, genommen? Wurde der nicht auf der großen Andelsbucher Wiese gewählt? Standen nicht da die drei berühmten Eschenbäume, wo . . .?

Der Andelsbucher hat Recht. In der That wurde auf der großen Wiese, die sich am rechten Ufer der Ache ausbreitet, der

jeweilige Landammann gewählt und zwar auf ganz originelle Weise. Am Tage der Wahl versammelten sich alle „haussesshaften Unterthanen“ daselbst, dann wurden drei, nach anderer Angabe vier, für dieses Amt „Vorgeschossene“, d. h. Bestimmte namhaft gemacht, und jeder derselben stellte sich zu einem der drei Eschenbäume, die in Steinwurfweite von einander entfernt auf der Wiese standen. Auf das gegebene Zeichen rannten nun die Wahlmänner auf ihren Candidaten zu, die einen zu dem Baume, die anderen zu einem anderen. Welcher Baum mehr Köpfe aufwies, von dem wurde der Landammann hergeholt. Reiter auf bändergeschmückten Rossen trugen die Freudenbotschaft zur Gattin des Gewählten, der Frau Landammännin, die ihrerseits mit einem guten Trinkgeld sich für die frohe Nachricht bedanken mußte. Dann strömte das Volk auf die „Bezegg“, wo durch ein oft ein paar Wochen währendes Volksfest mit Trinkgelage, Spiel und Tanz die Wahl gefeiert wurde.

Die Andelsbucher haben also jedenfalls auch ein Recht, auf ihre Ortschaft stolz zu sein. Ueberdies besaß Andelsbuch gleich Bezau, Egg und Schwarzenberg ein „Viertelsgericht“, welches jährlich dreimal an jedem der drei genannten Orte abgehalten wurde.

Bezau besitzt einige gute Gasthäuser, z. B. beim „Gams“, auf der „Brau“, d. i. beim „Bär“ bei der freundlichen „Frau Angelica“, „Post“ 2c.; ebenso machen es schöne Spaziergänge zu einem beliebten Aufenthaltsort. Der Kunstfreund mag aber im Kirchlein des benachbarten Bades Reuthe an den uralten Fresken seine Studien machen, wenn er nicht seine Glieder dem stahlhältigen Wasser besagten Curortes anvertrauen will.

Immer reicher und großartiger entwickelt sich die Gegend. Ein scharfer Umbug führt uns gegen Osten. Rechts braust

100 Meter hoch ein gewaltiger Wasserfall herab, von fern aber erhebt sich bereits in mächtigen Umrissen die stolze Kanisfluh. Im Vordergrunde steht das günstig gelegene „Stahlbad zum Bären" in Mellau mit hübschen Curanlagen und guter Unterkunft. Der Ort selbst liegt am linken Ufer der Bregenzer Ache, wo der Mellenbach in sie einströmt, lieblich gruppirt Beide Bäder, sowohl das von der Reuthe als das von Mellau, dürften eine große Zukunft haben. Bis zum Weiler Hirschau, der ein Kirchlein vom Jahre 1651 besitzt, führt uns der Weg in wechselnder starker Steigung und Senkung, dann aber eben zum Dorfe Schnepfau, der Heimat Moosmann's. Moosmann war einer der hellsten Köpfe des Bregenzerwaldes wie überhaupt Vorarlbergs und es geziemt sich wohl, daß wir im Friedhof den schlichten Denkstein ansehen, den ihm Freunde im Herbst 1893 errichtet haben. Ueberhaupt ist Schnepfau ein äußerst anziehender Ort, in dem man es im landbekannten Gasthaus zum „Barthle Moosbrugger" leicht einige Wochen aushalten kann. Das saubere Dorf liegt mit seinen zerstreuten Häusern und der freundlichen Kirche friedlich am Rand einer großen grünen Wiese. Dahinter ragt die gigantische Wand der Kanisfluh auf. Ungefähr in halber Höhe der Wand erblickt man den „Hexenthurm", ein eigenartiges Felsgebilde, das sich wie ein Riesenfinger von einer Terrasse erhebt. Aus der Ferne durch den Ausgang der Thalschlucht schauen bereits die Riesen des Lechthals und des innersten „Waldes", die Mohnenfluh und Künzelspitze.

Bei Schnepfau wendet sich nun die Straße gegen Süden, und führt bald in den Thalkessel von Au. Es liegt in freier Lage, in weitem Kreise von stolzen Berghäuptern umgeben. Die ganze Gegend trägt einen höchst originellen Charakter, wozu nicht zum mindesten die übergrünte Moräne beiträgt, auf der

zum Theil die Häuserreihe des Dorfes steht. Ursprünglich hieß diese Gegend Jaghausen, so benannt von dem ausgedehnten Jagdrevier, das die Grafen von Montfort einst hier besaßen. Südöstlich mündet das Argenthal aus, durch das man über Damüls entweder ins Laternserthal und von da ins Rheinthal (Rankweil) oder über das Faschinajoch ins große Walserthal (Sonntag) gelangt, beides lohnende Partien. Die Landschaft ist hier schon ganz alpenartig, die Luft frisch und erquickend. Die Gasthäuser, so zum „Rößl", „Krone" ꝛc., bieten für dieses Hochthal gute Unterkunft. Kurz, wer an einer großartigen Natur Gefallen findet, wird sich hier behaglich fühlen.

Nun geht es eben zum nächsten Orte Schoppernau, dem Geburtsort des berühmten Dichters Felder. Im Friedhof steht dessen seinerzeit viel umstrittenes Denkmal. In Schoppernau, das ganz idyllischen Zug trägt, hört die Straße auf, und es beginnt das Gebiet der Maiensäße und Almen. Auf ersteren bleibt das Vieh vom 15. September bis zum 8. Oktober. Einige einfache Hütten gewähren den Hütern Unterkunft.

Die Felsen schließen sich nun enger an einander; mächtige Schutthalden dehnen sich weit hinauf, tief unten rauscht der Bach. In dieser einsamen Gegend, wo nur der Pfiff des Murmelthiers und der Schrei des Jochgeiers um die Wände gellt, hat sich ein reicher Engländer ein prächtiges Jagdschloß gebaut, um den Hirschen, Rehen und dem Gemswild im Geschröffe nachspüren zu können. Endlich thut sich ein freier Plan auf, eine Capelle blinkt, noch hundert Schritte und wir sind im bekannten Bad Hopfreben, der letzten Station des Bregenzerwaldes. Eine primitive Holzbrücke führt uns zum geschindelten Holzbau. Eine Kegelbahn und ein „Salettl" mit Bänken bilden den Erholungsapparat des Heilbades. Das schwefelhältige Wasser hilft gegen Herzkrankheiten, Gicht und Rheumatismus. Nähme ein

bemittelter Mann die Sache in die Hand, hier müßte in Kürze ein weitbekanntes Curhaus stehen, so wildromantisch und interessant ist die Gegend. Geradezu einzig ist der Weg zum hochgelegenen Orte „Schröcken", dem wir später vom Klosterthal ansteigend die Hand reichen werden.

Und nun nach diesem Abstecher in den „Wald" wieder zurück ins Rheinthal.

Das Rheinthal.

Gewiß jeder, dem es vergönnt war, von der Aussichtsgallerie des Gebhardsberges seinen Blick südwärts durchs Rheinthal zu senden, das wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch daliegt, hat den Wunsch empfunden, diesen Gottesgarten nicht wie weiland Moses das gelobte Land bloß von Weiten zu betrachten, sondern all die Schönheiten, die er jetzt nur coulissenartig hintereinandergeschoben in einem Gesammtblicke vereint sieht, auch in der Nähe und im Einzelnen kennen zu lernen.

In der That wird es wenige Thäler geben, die einen so raschen Wandel der Scenerie und eine so reiche Vorführung stets neuer interessanter Einzelnheiten aufzuweisen haben, als das Rheinthal auf der kurzen Strecke von Bregenz bis Feldkirch. Und, was dieser Gegend einen so eigenartigen Reiz verleiht — die ganze grüne, westwärts von der Riesenmauer der Schweizerberge, ostwärts von der buntgewirkten Tapete der Vorarlbergeralpen begrenzte Weitung ist vom Hauch einer wechselvollen Vergangenheit belebt und während uns der Bahnzug an lachenden Fluren, baumbeschatteten Dörfern, weitschauenden Gotteshäusern und malerischen Burgruinen vorbeiführt, tauchen vor dem geistigen Auge die Manen untergegangener Geschlechter auf, stolze Namen, die in die Weltgeschichte eingriffen, tragische

Geschicke und frohe „hôchgezîten", tosender Waffenlärm, jubelndes Becherläuten und dazwischen der Harfenklang eines Hugo von Montfort und die weltentsagenden Gesänge eines Rudolf von Ems.

Doch wir haben jetzt nicht Zeit zu philosophischen Betrachtungen, schon trägt uns das pustende Flügelroß in kühner Kurve um den Oelrain, die übergrünte Stätte des einstigen Brigantium. Am Ausgange dieser Terrasse liegt, weitschauend über See und Land „auff einem sehr lustigen Bücheleín" Riedenburg, einst von Hans Schnabel, dem schneidigen Kriegstrabanten Marx Sittichs I., auf einem alten Burgstall aufgebaut, jetzt mit schöner gothischer Kirche geschmückt. Ein durchbrochener Felsen, dem der Rheinthalgletscher den Rücken blank geschliffen, folgt — und donnernd geht es über die Achbrücke.

Wir befinden uns nun in der weiten Ebene des Rheinthales, umrahmt von dem großartigen Halbrund der Schweizer- und Vorarlbergeralpen. Einen lieblichen Anblick gewährt die Bucht von Kennelbach, aus der die Bregenzerwälder Ache brausend hervorbricht, mit der hochragenden Kirche und mit dem Schlößchen von Wolfurt über dem gleichnamigen Dorfe, der Heimat des Malers Gebhard Flatz. Von der linken Höhe des Schwarzachtobels grüßt mit herrlicher Weitsicht der Wallfahrtsort Bildstein. Noch trägt das Gebiet, das wir durchfahren, einförmigen Charakter, denn das Thal ist hier drei Stunden breit und der westliche Höhenzug, der sich zum Rhein absenkt, ist noch niedrig. Die Bodenfläche beherrschen Mais- und Kartoffelfelder und die braunen Torfgründe, welche besonders in der Rheinniederung von Lustenau große Lager bilden. Trotzdem ist gerade der letztgenannte Bezirk, der am Vater Rhein einen bösen Nachbar hat, aber ein zähes und temperamentvolles Völklein beherbergt, wie schon der Chronist sagt, ein „fruchtbar gelent mit schönen

Kornfeldern überzogen". Hier ruhte auch der Schwächling Karl der Dicke auf seinem Königshof von den Regierungssorgen aus und labte sich an den „Edlen Rheinlangken, welche aus dem Bodensee in das frische Rheinwasser herauff auff den laich zogen", und an der fröhlichen Jagd auf „Andt und Krometsvögel", die in diesem sumpfigen Röhricht sich aufhalten.

Darüber hin erheben sich aus dem Hintergrunde des Appenzellerlandes der gewaltige Säntis und der Altemann, die eisgekrönten Riesensymbole eidgenössischer Freiheit. In der Einsenkung zuvor liegt die Schlachtstätte „am Stoß", wo am 17. Mai 1405 auf den regendurchweichten Halden die barfüßigen Appenzellerhirten den geharnischten Heerhaufen Friedrichs von Oesterreich vernichteten. Jetzt wird im benachbarten Altstätten dieser blutige Tag in einem Festspiel verherrlicht, und die Enkel der Sieger und Besiegten erfreuen sich einträchtigen Sinnes der einstigen Errungenschaft eines freiheitsliebenden Volkes.

Wir sind eigentlich bereits bei Erwähnung von Lustenau in den Amtsbezirk von Dornbirn eingerückt. Jetzt öffnet sich vor uns die prächtige, von schönen Höhen umrahmte Einbuchtung des östlichen Höhenzuges, in welcher der berühmte Industrieort liegt. Schon der alte Hohenemser Chronist Schlee preist ihn als „ein sehr nutzlich ohrt von Wein und Obswachs, Kornfeldern, Wiesen, Alppen, Mayensäßen und Holtz u. s. f." und nennt die Bewohner ein „starck, grob, arbeitsam Volk". Dies Alles paßt auch noch für heute. Wenn man von der Albertshöhe des Zanzenberges, dem Belvedere von Dornbirn, auf die zu Füßen gleich einem Garten ausgebreitete Landschaft blickt, mit ihren schönen Kirchen, gartengeschmückten Häusern und eleganten Villen modernsten Styles, den saftgrünen Fruchtangern, Feldern und Wiesen, dann begreift man, daß der Dornbirner auf sein Heim stolz ist, wie kaum ein anderer Vorarl-

berger. Dazu kommt noch eine Betriebsthätigkeit, welche den Markt zu einem der reichsten der Monarchie gemacht hat. „Ueberall", um mit Seyffertitz zu sprechen, „schwirrt die emsige Spindel und saust der Webstuhl oder dampft der hohe Schlot oder der Farbkessel".

Die große Gemeinde Dornbirn besteht aus drei sich an einander anschließenden Orten, nämlich Haselstauden, aus dem eigentlichen Markt mit dem Oberdorf und aus dem jenseits der Ache liegenden Hatlerdorf. Von ersterem führt die vor wenigen Jahren angelegte prachtvolle Straße in den Bregenzerwald. An baulichen Merkwürdigkeiten, wenn man von der Pfarrkirche mit den schönen Fresken Plattners und Rycks absieht, ist Dornbirn nicht reich. Das interessanteste Gebäude, das alte „Emser Schlößle", welches Hannibal I. von Hohenems im Jahre 1465 „an einem lustigen ohrt unnd außsehen" erbaute, wurde leider, nachdem es schon 1846 durch einen Blitzstrahl schadhaft geworden, vor wenigen Jahrzehnten abgebrochen. Hochinteressant ist das neben der Pfarrkirche stehende uralte Haus Nr. 1, welches als Typus eines Rheinthaler Hauses gelten kann.

Ganz reizvoll muß die Umgebung von Dornbirn genannt werden. Die Krone der Ausflüge bleibt immer der Spaziergang in das weitbekannte „Gütle", jenen theils Industriezwecken, theils dem Vergnügen dienenden Ort im Hintergrunde eines tannenduftigen Waldthales, das sich gegen Südosten erstreckt. Eine schöne Straße führt dem Ufer der Ache entlang in einer leichten Stunde hinein, wenn man nicht vorzieht, über den zu einem Park umgestalteten Höhenrücken des Zanzenberges den Weg dahin zu machen. In diesem „Gütle" nun liegen die großartigen Fabriksetablissements der Firma F. M. Hämmerle; daneben stehen Arbeiterwohnungen, weiter eine zierlich gebaute Villa des Fabriksbesitzers, sowie ein Gasthaus. Ein Springbrunnen, der sein Wasser fast zu 60 Meter Höhe wirft, gibt

dem ohnehin originellen Bilde noch einen besonderen Reiz. Wer mit dieser lieblichen Romantik noch etwas Schauerliches verbinden will, der besucht auch die eine kleine Viertelstunde dahinter liegende Rappenlochschlucht, welche erst vor kurzem zugänglich gemacht wurde und mit ihrer von wilden Wassern durchtosten Felsenge und ihren brausenden Kaskaden einen großartigen Eindruck macht.

Ja säßen wir nicht im dahinrollenden Waggon, wir möchten wohl zu diesem Bilde sagen: Verweile doch, du bist so schön. Aber schon ist es unseren Blicken entzogen, um einem neuen landschaftlichen Tableau Platz zu machen, dem von Hohenems. Steilaufsteigende, riffähnliche Felsenwände, überdacht vom Laubwerk sattgrüner Buchenbestände tauchen vor uns auf, eine stolze Burg — Glober oder Neuems — wird sichtbar und bald darauf der spärliche Mauerrest einer zweiten, des noch höher gelegenen Altems. Der Markt selbst, dem die einstigen Schloßbesitzer den Namen gaben, schmiegt sich knapp an die senkrechten Wände, so knapp, daß die aufgehende Sonne diesen Ort des Rheinthales am spätesten bescheint.

Hinter diesem imponirenden, von zwei Burgen gekrönten Felsenhügel zieht sich ein liebliches Gelände hin, die fruchtbare „Emser Rüti", von der aus man durch herrlichen Buchenwald zu beiden Festen hinaufsteigen kann. Beide, die „uf der alten Embs und uf der newen Embs" wurden in den Appenzellerkriegen 1407 von den Schweizern gebrochen, aber von den Grafen von Ems wieder aufgebaut. Das tiefer gelegene Neuems oder Glober ist noch bewohnt, Altems dagegen, das für unüberwindlich gehaltene, ist nur mehr ein traurig stimmender, von Epheu und anderem Schlingwerk überwucherter Trümmerhaufen, dessen imposante Dimensionen von der einstigen Größe und Stärke zeugen. Hier verbrachte der geblen-

dete unmündige Wilhelm III., der letzte fürstliche Normannensprosse, sein licht- und freudloses Dasein, während auf derselben Stätte fast gleichzeitig der Minnesänger Rudolph von Ems seine frommen und sittenreinen Lieder erklingen ließ.

Von dieser trutzigen Feste aus, die wie ein unnahbares Adlernest weit ins Thal und auf den Bodensee sieht, nahm das stolze Geschlecht der Edeln und späteren Reichsgrafen von Hohenems seinen Hochflug zu Macht, Reichthum und Größe. Wer kennt nicht die Namen eines Jakob und Jakob Hannibal von Ems und der beiden Marx Sittich von Ems, Gestalten, die sich auf den Schlachtfeldern Italiens, Deutschlands und Spaniens unvergänglichen Kriegsruhm holten. Zur größten Machtentfaltung gelangten die Herren von Ems nach ihrer Verbindung mit dem mächtigen und prunkliebenden Geschlecht der Medizeer, als unter dem klugen Jakob Hannibal zum Ruhm noch Reichthum sich gesellte und wenig mehr fehlte, daß aus den ihm von Erzherzog Ferdinand verpfändeten „vier Herrschaften vor dem Arlberge“ ein unabhängiges Herzogthum erstanden wäre. Ein wehmüthiges Gefühl ergreift einen, wenn man sieht, wie dieses väterliche Erbe, das Kraft und Klugheit geschaffen, von entarteten Enkeln stückweise vergeudet und verschachert wurde und von all der Pracht und Herrlichkeit nichts mehr übrig blieb, als der Grabstein in der Kirche von Hohenems, der in prunkenden Worten von den Thaten der Ahnen erzählt, und in einer Nische das marmorne Standbild Jakob Hannibals, des Größten aus diesem Geschlechte.

Auch der unweit der Kirche stehende „Palast“, den der Bruder des Genannten, der Kardinal Marx Sittich, zu bauen begann und der haushälterische Neffe Caspar vollendete, hat nicht mehr den Umfang und den Glanz des einstmaligen prachtvollen Residenzschlosses, von dessen „Vorhof, schönen eingemaurten Lust-

gärten, Thiergärten, Vischweyern, Bächen und Wasserbrunnen" der Hohenemser Chronist Johann Georg Schlee von Rottweyl so Vieles zu erzählen weiß. Trotzdem bietet derselbe immer noch des Sehenswerthen genug und verdient einen Besuch. Hier befand sich auch nach dem Verlassen des alten Stammschlosses die kostbare Bibliothek mit den zwei berühmten Nibelungenhandschriften; in diesen Räumen dürfte auch die Buchdruckerei des Bartholome Schnell, die erste in Vorarlberg, in der unter anderem die bibliographisch werthvolle „Embser Chronik" gedruckt wurde, gestanden haben. Noch eine Merkwürdigkeit, wenn auch nicht mehr im ursprünglichen Glanze, besitzt Hohenems, nämlich den außerhalb des Marktes liegenden uralten „edlen Embsischen Schwäfelbrunn, ein besondere gaab Gottes wider mancherley kranckheiten der menschen", dessen schon um das Jahr 1430 Erwähnung geschieht. Wenn man die säulengeschmückten Bassins auf der Abbildung bei Schlee sieht und dem Preisliede, das ihm der Chronist widmet, glauben darf, so muß dieses Bad einst ziemliche Bedeutung gehabt haben. Möge es dem gegenwärtigen Besitzer, Herrn J. G. Vogel gelingen, es zum früheren Ansehen zu erheben.

Dieses Bad, an dem wir soeben vorbeisausen, hat übrigens für uns noch eine andere Bedeutung. Denn der unscheinbare Bützen-Bach, der unmittelbar vor ihm unter der Poststraße durchfließt und, das Dorf Bauren theilend, dem Rhein zueilt, bildet die eigentliche Grenze von Unterland und Oberland, beziehungsweise zwischen den uralten Sprengeln von Konstanz und Chur. Freilich die Natur hat etwas weiter südlich eine kräftigere Grenzmarke gesetzt, nämlich die Felseninsel des Kummerberges, die bei Götzis quer über das Thal gelagert ist und in Verbindung mit dem Neuburger Schloßhügel das Rheinthal gewissermaßen absperrt.

Götzis selbst, das mit seiner neugebauten doppelthurmigen Kirche allerliebst daliegt, gehört landschaftlich noch dem Unterlande an. Unweit davon sieht man von einem isolirten Felsen die verfallene Feste Neumontfort herabschauen. Dahinter zieht sich durch den Engpaß der „Klause" die alte Fahrstraße, welche bis zum Jahre 1770 das Unterland mit dem Oberland verband. Daß hier einst ein Zoll erhoben wurde, geht aus Bracteatenfunden hervor, die man in Klaus im Jahre 1827 machte. Daselbst bestand zweifelsohne eine Dogana oder Zust, wie man volksthümlich eine solche Zollstätte nannte. Der ganze Weg durch diesen einsamen, größtentheils von Buchenwald beschatteten Paß ist von seltener Schönheit. In der Mitte liegt der vielbesuchte Wallfahrtsort St. Arbogast, am Ausgange, wo die Straße sich zu Thal senkt, das genannte Dorf Klaus, früher Kalchern genannt. Die Aussicht, die man von der Umfassungsmauer der hochstehenden Kirche über den Garten des ganzen Ober- oder Vorderlandes hat, sucht ihresgleichen in den Alpen.

Aber auch die Fahrt durch diese gesegnete Landschaft bietet reiche Genüsse. Rechts hat man den schön geschwungenen Zug der Schweizerberge mit dem mächtigen Aufbau ihrer Riesenleiber, linkerhand den lieblichen Kranz der Dörfer Weiler, Röthis und Sulz, die sich, fast eingesponnen in den Obstbaumwald, an das Halbrund dieser warmen und windgeschützten Bucht anschmiegen. Weit hinauf an den grünen Halden ziehen sich die Weingüter, von allen vorspringenden Anhöhen glitzern die Fenster besonnter Häusergruppen und Einzelgehöfte, Viktorsberg, Fraxern, Batschins und auf grüner Matte Uebersaxen, die luftige Sommerfrische der Feldkircher. Es ist wirklich ein Hochgenuß, durch dieses Fruchtgelände zu fahren, sei es im Frühling, wann der Blust der Kirsch- und Apfelbäume die Anger überschneit und die ganze Gegend mit Duft sätttigt, oder im Herbst, wenn die obstschweren

Aeste über den Weg hangen und die Rebstöcke die Traubenfülle kaum zu tragen vermögen.

Den schönsten Anblick aber genießt das Auge, wenn sich der Zug dem Markte Rankweil nähert, das in weitem Umkreis um die hochthronende Kirche gruppirt ist. Letztere steht wie ein mittelalterliches, bethürmtes Schloß auf dem rebenumrankten Felskegel des „Frauenberges" und schaut gebieterisch über die weite Thalebene, als wäre sie sich der Bedeutung bewußt, die Rankweil einst gehabt. Denn hier bei dem schon im 11. Jahrhundert erwähnten Ranguilla, dem früher wahrscheinlich keltischen Vinomna, stand die uralte Gerichtsstätte von ganz Unterrhätien. Vom Arlberg bis zum schweizerischen Septimer und vom Wallensee bis zum Thurgau und Bodensee reichte die Macht dieses Gaugerichtes, das, germanischem Brauch entsprechend, auf der großen Wiese von Müsinen unter freiem Himmel abgehalten wurde. Wie alt der Stammbaum dieses wohlhabenden Marktes ist, mag daraus hervorgehen, daß die Pfarre St. Peter in Rankweil, die jetzt mit der auf dem „Frauenberg" vereint ist, die fränkischen Könige Dagobert I. und Siegebert I., die im 7. Jahrhundert lebten, zu Stiftern hat.

Es wird auch noch gegenwärtig im Juni diesen beiden Merowinger Fürsten „ein ewig gestifteter Jahrtag" in der Pfarrkirche gehalten. Hinter Rankweil, das durch die Ausmündung des Laternser- und Valdunathales eine abwechslungsreiche Flanke erhält, öffnet sich geradeaus die reben- und tannenbegrenzte Enge von Levis, und ehe wir es meinen, stehen wir vor dem traulichen Feldkirch, mitten im Herzen Vorarlbergs.

Feldkirch.

Unter den drei Städteperlen Vorarlbergs nimmt Feldkirch einen hervorragenden Platz ein. Erhält Bregenz durch den mächtigen Spiegel des schwäbischen Meeres einen mehr großartigen Charakter, tritt bei Bludenz wegen der Nähe der Berge bereits der Zug eines interessanten Gebirgsstädtchens zu Tage, so fesselt Feldkirch durch die Lieblichkeit der Gegend und durch den Reiz einer höchst originellen Lage. Wie man Bregenz das alemannische Gmunden genannt hat, so kann man ebenso zutreffend Feldkirch das alemannische Ischl heißen, nur ist es weitaus schöner und anlockender, weil es an der Flanke des weiten Rheinthals liegt und die harmonische Vereinigung von Tanne und Rebe, von Norden und Süden aufweist. Gleich dem genannten Mekka des Salzkammergutes liegt es traulich zwischen den Rebenhügeln des Ardetzenberges und den waldbekränzten Felsenpartien des Steinwaldes und Stadtschrofens eingebettet. An ihm vorbei braust durch zwei malerische Schluchten die grünliche Ill und fächelt ihm stets frische Luft zu. Ueber ihm aber thront schirmend die ehrwürdige Schattenburg, das lustige Montforter Heim, und neben ihm steht als altersgrauer Wächter der „dicke Thurm", oder „Katzenthurm", ein imponirendes Ueberbleibsel der früheren Befestigung, welche mit

Mauern und Gräben die Stadt umzog. Jetzt schlingt sich an ihrer Stelle ein Kranz von blühenden Gärten um den verjüngten Ort, und nur das stattliche Churer- und das Mühlenthor sowie einige Mauerreste an der Ill blieben als Zeugen des einstigen, fast unbezwinglichen Bollwerkes.

Feldkirch ist nicht sehr groß, es zählt nur etwas über 300 Häuser mit rund 4000 Bewohnern; viel mehr Gebäude hätten in dem traulichen höhenumrahmten Nestchen auch nicht Platz. Trotzdem sind die Gassen breit und gerade und machen mit ihren reinlichen Häuserfaçaden, gepflasterten Wegen und hohen Laubgängen einen überaus freundlichen Eindruck. Was der Stadt aber einen ganz besonderen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß der Blick durch die Gassen und Häuserlücken überall Ausschau ins Freie hat, da auf ein hellleuchtendes Rebengelände, dort auf eine malerische Felspartie oder auf ein fern hereingrüßendes verwittertes Berghaupt.

Die interessanteste Sehenswürdigkeit, welche Feldkirch besitzt, ist ohne Zweifel das naturhistorische Museum der Stella matutina. Es kann kühn den Vergleich mit den ersten naturhistorischen Sammlungen Deutschlands und Oesterreichs aushalten. Das freundliche Entgegenkommen der Jesuitenpatres macht die Besichtigung derselben jedem Gebildeten möglich.

Doch auch das Auge des kunstsinnigen Besuchers findet Manches, was ihn fesseln kann. Die gothische Pfarrkirche besitzt eine Kanzel mit prachtvollem Aufsatz von Hans Sturn, ferner auf dem Annenaltar eine Kreuzabnahme, angeblich von Holbein, aber wahrscheinlich von Wolfgang Huber aus Feldkirch. Im Betchor der Kapuzinerkirche findet man ein herrliches Gemälde von einem unbekannten Florentiner Meister. Es ist ein Bild von seltener Innigkeit; wirklich schade, daß es vom Altar entfernt wurde. Auch die profanen Bauten enthalten

manches Sehenswerthe. So ist z. B. der Sitzungssaal des alten Rathhauses mit kostbaren Holzschnitzereien geschmückt; in der Marktgasse steht das Haus des Max Greußing in edler gothischer Bauart. Kurz, man empfindet ein ungemein behagliches Gefühl, wenn man diese schmucke Stadt durchwandert, welche trotz ihres hohen Alters so modern anmuthet.

Feldkirch ist aber nicht nur eine saubere Stadt, sondern auch ein äußerst gesunder Aufenthalt, besonders für Asthmatiker. Es weist bekanntlich die geringste Sterblichkeitsziffer unter allen Städten Oesterreichs auf. Bewirkt wird dieser günstige Umstand durch die vier Ausfallsthore, welche diese natürliche Festung besitzt und durch welche allwärts frische Luft zuströmt, ferner durch den breiten Gürtel schöner Tannenwälder, welche in nächster Nähe die Höhen überkleiden. Deshalb eignet sich Feldkirch, wie selten eine Stadt, zu längerem Verweilen.

Was aber Feldkirch, die „kleine Stadt mit großen Erinnerungen", am meisten auszeichnet, ist seine ganz einzig schöne und abwechslungsreiche Umgebung. Welche Fülle von Motiven birgt allein die untere Illschlucht, eine Felsenklamm, welche mit ihren gigantischen Wänden und dem malerischen Beiwerk uralter verwitterter Riegelhäuser und Hütten, sowie mit dem Ausblick ins sonnige Rheinthal kein Seitenstück hat. Und dahin sind — drei Minuten. Wie schön ist der Morgenspaziergang zur Schattenburg und über das „Elende Bild"! Oder kann es einen lohnenderen Ausflug geben, als in den Göfnerwald mit seinem nervenstärkenden Harzduft und weiterwandernd durch die lauschige Valdunaschlucht hinab nach Rankweil und von da im Obstbaumschatten der Dörfer Sulz, Röthis, Weiler und Klaus zur buchwaldumrauschten Trösteinsamkeit vom St. Arbogast. Oder wenn man sich gegen Südosten wendet, welch prächtige Wald- und Wiesenwege führen zum stillen Wasser des „Schwarzen

Secs" oder hinauf zur luftigen Sommerfrische von Uebersaxen und von da hinunter zu den traulichen Dörfern Düns, Schnifis und Schlins! Ja schon die nach halbstündigem, mühelosem Anstieg erreichte gastliche Rast von Mariagrün läßt unter dem schattigen Dache von Linden und Ahornbäumen den ganzen innern Walgau bis zu den weißblinkenden Häusern von Bludenz überschauen, während die Feldkirch einschließenden Aussichtswarten des Stadtschrofens, Veits- und Margarethenkapfes dem entzückten Auge das ganze Rheinthal bis zur blauen Fläche des Bodensees erschließen.

Schon der Weg zu letztgenanntem Aussichtspunkt durch die erwähnte malerische untere Illschlucht mit ihren grotesken Felspartien ist höchst interessant. Bald gelangt man zur alten Margarethenkapelle und einem thurmartigen Hause, berühmt durch den Heldenkampf, den im Jahre 1799 Feldkirchs Bürger gegen die anstürmenden Schaaren Massenas ruhmvoll bestanden.

Von hier führt ein anmuthiger Weg durch den Park zur Villa Tschavoll und von da zur Spitze des Kapfes mit seiner entzückenden Rundschau. Wie ein schönes Gemälde liegt gegen Norden das Rheinthal mit seinem glitzernden Strom vor uns. Im Westen aber schlingt sich die schöngeformte Kette der Appenzeller Berge und Kuhfirsten gegen Süden, während im Südosten über den braunen Dachgiebeln von Feldkirch und der ragenden Schattenburg die dämmerigen Berghäupter des inneren Walgau herblicken. Wer höher hinauf will, kann am Spätnachmittag über „Marie Ebne" zur prächtigen Sommerfrische von Amerlügen steigen und hier umfächelt von frischer Luft, die aus dem waldigen Saminathal streicht, von der Altane des neuerbauten Gasthauses auf das jenseitige grüne Gelände von Göfis, Schlins und Schnifis schauen, oder über die Felsklammen der Stadt Feldkirch hinweg den Bodensee grüßen.

Gesättigt von dem prachtvollen Rundblick kehrt der Wanderer gern ins gemüthliche Städtchen zurück, um am folgenden Tage neue landschaftliche Genüsse in sich aufzunehmen.

Da Feldkirch an der Arlbergbahn und zugleich im Mittelpunkte des Landes liegt, so sind von ihm aus auch rasch die Eingänge der Nebenthäler, so besonders des almenreichen Gamperdona- und Saminathales gewonnen und ebenso durch die Abzweigung der Bahn nach Buchs der lohnende Besuch des Liechtensteingebietes in nächste Nähe gerückt.

In ersteres kannst du mich im nächsten Abschnitt begleiten; der Tagesausflug gibt uns zugleich Gelegenheit, auch die Schönheit der beiden anderen genannten Gebiete theilweise kennen zu lernen.

Ins Gamperdonathal.

Schon im letzten Herbst, als ich ins einsame Saminathal stieg, trat die Versuchung an mich heran, auch dessen östlichem Schwesterthal, das im Hintergrunde nur durch den Grat des Sareiserjoches von ihm getrennt ist, eine Visite abzustatten. Wird es ja in Reisehandbüchern als das „schönste und großartigste von den unbewohnten Hochthälern Vorarlbergs“ gepriesen und hatte sich überdies schon durch seinen klangvollen seltsamen Namen in mein Herz eingeschmeichelt. Zwar flößte mir der Ausdruck „unbewohnt“ einiges Bedenken ein, besonders zu dieser frühen Jahreszeit. Denn man schrieb erst den 15. Mai und der Frühling hatte kaum auf die Fluren des Hauptthales seinen Blumengruß gelegt, wie mochte es also erst im Hintergrund dieses einsamen Hochthals aussehen!

Doch der Sonnenwirth von Nenzing, bei dem ich mich, beiläufig um 8 Uhr Früh vom Bahnhof kommend einfand, meinte, ich möge es leicht wagen. In fünfthalb Stunden könne ich beim St. Rochuskirchlein im „Nenzinger Himmel“ sein und in vier Stunden wieder heraußen. Und schlimmstenfalls wäre immer noch beim alten „Dökterle“ daselbst Unterkunft für die Nacht zu finden. Zudem seien gegenwärtig die

mit Aufforstung beschäftigten amtlichen „Pflanzer“ im tieferen Thal; auf diese würde ich auf meinem Marsch jedenfalls stoßen u. s. w. Kurz ich hörte so viel Trostreiches, daß ich, beiläufig um 9 Uhr in Gesellschaft des Sonnenwirthes, der es sich nicht nehmen ließ, mir ein Stück Weges den Cicerone zu machen, wohlgemuth und rüstig ausgriff.

Man gelangt schon nach kurzem Anstieg in kühlen Tannenwald, der einen durch fast zwei Stunden vor der Sonne schützt. Gleich am Beginn erfreut eine landschaftlich und historisch gleich interessante Ueberraschung. Es sind die Ruinen des untergegangenen Schlosses Stellfeder (castell vetere), welches einst den Herren von Nenzing zu eigen war. Vom vorgeschobenen Schuttkegel, auf dem es stand, genießt das Auge einen weiten Rückblick auf den illdurchströmten Thalboden von Nenzing, auf das jenseitige burggekrönte Fruchtgelände von Düns, Schlins und Schnifis und in das weitgeöffnete große Walserthal mit seinen imposanten Riesenwächtern des Rothhorn und Zitterklapfen. Sogar das Felsenhaupt des fernen Widdersteins lugt noch vorwitzig über den grünen Sattel des Schadonapasses. Westlich vom Beschauer aber grüßt als malerischer Vordergrund die Ruine von Ramschwag, jenes altehrwürdigen Montforter Schlosses, das nach Staffler die Appenzeller niederbrannten, als sie „im Jahre 1406 Vorarlberg von Feldkirch bis zum Arlberg schonungslos verwüsteten“. Nun bedarf dieser den Schweizern vorgeworfene Vandalismus allerdings insofern eine Berichtigung, als, wie Professor Zösmair überzeugend nachgewiesen hat, dieses scharfe Vorgehen nicht den Appenzellern allein zur Last fällt, sondern ebenso den mit ihnen verbündeten Vorarlberger Bauern, welche gleichfalls zum „Bund ob dem See“ gehörten und im Sengen und Brennen ersteren nicht zurückstanden. Fast schwer trennte sich der Blick von dem in die hellen Farben des Frühlings ge-

tauchten Landschaftsbild, um im Weiterwandern durch die grüne Waldesdämmerung Eindrücken ganz anderer Art sich hinzugeben.

Der Weg zieht sich in leichter Steigung an der rechten Thalflanke hoch über dem brausenden Wasser des Mängbaches hin. Malerische Holzbrücken über eilenden Sturzbächen, seltsam geformte, oft überhängende Nagelfluhschrofen, später reizende Ausblicke durch die Tannenlichtung geben dem einsamen Waldwege Abwechslung. Ein Glanzpunkt ist die nach dem bekannten Alpenfreunde Buder benannte „Budershöhe", eine schmale Felsennase, die wie ein Balcon in die Engschlucht hineinragt und thalaus- und thaleinwärts freie Sicht gewährt. Von der Bank daselbst kann man gegen Norden die grünen Matten von Satteins erblicken, gegen Süden aber die ganze Entwicklung unseres Weges, bis sich das Thal gegen Südwesten wendet. Als Zugabe erhalten wir das Prachtstück eines Wasserfalles, der gerade uns gegenüber in mächtigen Stürzen die Fluthen des Gampbaches der Mäng zuführt. Hier verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Cicerone und stieg mutterseelenallein thaleinwärts.

Kein Laut einer menschlichen Stimme weitum; nur hie und da der Pfiff einer Meise, das Rascheln eines Eichkätzchens und tief unter mir das bald nähere, bald fernere Tosen des sich durch die Steinblöcke zwängenden Mängbaches. Nicht doch! War das nicht der dumpfe Hall abstürzender Holzstämme, dazwischen rauhe Männerstimmen? Ein wasserdurchbrauster tiefer Felsenrunst, über den eine schwanke Holzbrücke führt, gab nach wenigen Schritten die Erklärung. Es wurde durch den engen Seitenbach Holz getriftet. Eine gruselige Arbeit! Die hemdärmeligen Leute, zum Theil mit Stricken um den Leib, standen halb in schäumendem Wasser und auf den schmalen Felsrändern, um mit langen, hakenbewehrten Stangen festgesessene mächtige

Stämme frei zu machen, so daß diese dröhnend an die Felsen anschlagend, mit den wilden Fluthen hinabschossen. Unweit von dieser Stelle zeigt eine Steintafel mit pietätvoller Inschrift, daß hier ein Zögling der Stella matutina in Feldkirch bei einem Ausfluge durch Bruch des Geländers, über das er sich hinausbog, den Tod in den Wellen gefunden.

Nach beiläufig zweistündiger Wanderung kam ich zur sogenannten Kuhbruck, einer reizenden Idylle, wie man sie in dieser Thaleinsamkeit nicht erwarten möchte. Am Ufer des brausenden Baches, von kühlem Tannenschatten beschirmt, steht zwischen bemoosten Steinblöcken ein kleines Kirchlein. Daneben rauscht ein Brunnen mit frischem Wasser, und Sitzbänke, ja sogar ein „Salettl" mit einer Feuerstätte laden zu freundlicher Rast ein. Hier pflegen auch die Säumer, welche den Almhütten im Thalhintergrunde auf ihren zweiräderigen Handkarren Nothwendiges zuführen, zu rasten und sich mit Schnaps und Speck zu stärken, ehe sie den nun folgenden ziemlich sonnigen und stückweise steilen Anstieg beginnen. Heute kniete nur ein älterer Mann vor dem Crucifix am Wege, der etwas erstaunt dreinschaute, als er mich erblickte. Von ihm erfuhr ich auch Genaueres über den Standort der „Pflanzer", hingegen rieth er mir vom Uebergang über das Sareiserjoch ab, weil noch zu viel Schnee darauf läge. Mein Plan war nämlich, wenn anders möglich, von St. Rochus aus über besagtes Joch ins Malbunthal zu steigen und von da durch den Hintergrund des Saminathales über die Sücca-Alpe nach Vaduz zu gelangen. Der kitzliche Punkt war nur das beschneite Joch, denn von der hinter dem Grate liegenden Alpe führte ja, das wußte ich, eine förmliche Fahrstraße durch die genannten Thäler ins Liechtensteinische.

Da sich der Alte anbot, mir ein Stück weit Ueberzieher und Reisetäschchen zu tragen, so übergab ich es ihm, nahm es

aber bald wieder zu mir, als sich herausstellte, daß seine alten Beine für meinen etwas rascheren Schritt nicht auslangten. So fand ich mich denn bald wieder im kräftigen Marschtempo mit mir allein.

Nach weiteren zwei Stunden gelangte ich zur Valser Alpe. Hier wird das Thal schon breiter, die Steigung hört auf; zugleich entwickelt sich immer mehr der imponirende Hintergrund. Der gewaltige Panüelerschrofen, der den westlichen Felsschemel des Brandnerferners bildet, tritt in seiner ganzen Großartigkeit heran. Nun geht es rasch der Weite des „Nenzinger Himmels" zu. Rechts zeigte sich auch bereits der beschneite Grat des Sareiserjoches. Mein „Gucker" spähte ängstlich die westliche Höhenflanke ab, um die „Pflanzer", welche nach der Angabe des Alten in dieser Gegend sein mußten, zu entdecken. Endlich, ein ziemliches Stück oberhalb der Brücke, welche wieder auf das östliche Ufer führt, erblickte ich sie. Da das Rauschen des Baches jede mündliche Verständigung unmöglich machte, gab ich durch Zeichen zu verstehen, daß einer von ihnen herabkommen möchte. Sie erwiderten dieselben theils durch Rufe, die ich natürlich nicht verstand, theils durch ebenso verworrenes Herumschlenkern mit Armen und Beinen, das dem Kriegstanz eines Südsee-Insulaners alle Ehre gemacht hätte. Schon wollte ich den Weg zur Brücke wieder zurück machen, um auf diese Weise zu ihnen zu gelangen, als gerade mir gegenüber einer der Arbeiter am jenseitigen Ufer auftauchte. Aber auch mit diesem war eine Verständigung nicht möglich. Der machte jedoch wenig Umstände und watete durch den Bach. Auf den Schultern trug er ein schweres eisernes Beil.

„Den laß' ich nicht mehr los", war mein erster Gedanke. Ich setzte ihm nun auseinander, was ich wollte. Er warf einen prüfenden Blick auf das Joch und meinte, es wäre schon mög-

lich hinüberzukommen; allerdings ohne etwas Einbrechen in den Schnee werde es nicht abgehen. Die Begleitung bis zum „Nenzinger Himmel" oder St. Rochus sagte er willig zu, aber dann müsse er zu seiner Arbeit zurück. Mit dem „Dökterle", der sonst die Touristen über das Joch zu geleiten pflegte, sei nichts mehr zu machen, er sei zu alt, und komme kaum im Sommer mehr hinüber, geschweige jetzt bei Schnee. Das sah nicht sehr tröstlich aus.

Unterdessen waren wir beim berühmten „Nenzinger Himmel" angelangt. Rings von dunklen Wäldern und saftgrünen Mähdern umrahmt, nimmt sich dieser umfangreiche Weideplatz zu beiden Seiten des Mängbaches ganz prächtig aus. Zahllose Alpenhütten, theils in Reihen gestellt, theils in Gruppen, sind rings auf der grünen Fläche zerstreut. In der Mitte steht das stille St. Rochuskirchlein. Es stammt, wie eine Votivtafel an der Wand sagt, aus dem Jahre 1630, wo sich der „ehrbare und bescheidene Felix Maria und Anna Tuellin, dessen eheliche Hausfrau ... wegen eines Falles über einen hohen Felsen herunter verlaubt und versprochen haben, dieses Kirchlein allhier aufzubauen". Bald bewies es seine gnadenwirkende Thätigkeit, denn schon im Jahre 1687, „als sich Elisabeta Herpfingerin, des Adam Tschamon von Nenzing eheliche Hausfraw in Büfel ohne alle menschliche hilff und Gegenwart in Kindesnöthen befunden, hat sie gegenwärtiges Bild verlobt und darauf ganz glücklich zwei Kinder zur Welt geboren". Ein Mann in langem, knöpfebesetztem, grünem Rock und eine Frau, zwischen ihnen zwei Wickelkinder, vergegenwärtigen dem Beschauer das freudige Familienereignis.

Unweit der Kirche steht das „Hotel zur Sonne", wie der Schild über der Thür scherzhaft die kleine ebenerdige Unterkunftshütte nennt. Und doch, wie herrlich lebt sich's da beim

einfachsten Comfort. Als ich vor drei Wochen zum zweitenmal in diese Gegend kam, konnte ich mich mit meinem Gefährten von diesem friedlichen Plätzchen kaum trennen, so freundliche und liebenswürdige Aufnahme und Behandlung fanden wir, so daß wir bei gutem Wein und kräftigem „Schmarn" die feine Hotelküche sammt den befrackten Kellnern leicht vermißten. Stundenlang könnte man hier im Schatten hinter dem Hause liegen und in langen Zügen die prickelnd kühle Luft einsaugen, während das Auge bald zu den Hängen des Panüelerschrofens schweift, bald zur stolzen Pyramide des Naafkopfes, der als Grenzwacht zwischen Vorarlberg, Liechtenstein und der Schweiz den Thalschluß bildet.

Heute freilich sah die Gegend nicht so verlockend aus. Kein Schellengebimmel weidender Rinder, kein Hirtenruf belebte den weiten mattgrünen Rasenplatz; Kirchlein und „Hôtel" sammt den vielen Holzhütten, den Sommerrasten der Nenzinger Familien, waren geschlossen, meine ganze Gesellschaft war der „Pflanzer", mit dem ich, mein mitgenommenes Essen theilend, auf einer der Hausbänke saß und meine Unterhandlungen wegen der Begleitung auf das Sareiserjoch fortsetzte. Erst als er mir mittheilte, daß sein Vorgesetzter der Forstmeister Hosp sei, und ich ihm sagte, daß dieser ein alter Freund und Duzbruder von mir sei und ihm versprach, vom Joch aus ein paar entschuldigende Zeilen mitzugeben, ließ er sich bewegen, mich zum Grat zu begleiten. So brachen wir denn beiläufig um halb 2 Uhr von St. Rochus auf und begannen den Anstieg. Die Alpenvereins-Section Nenzing hat einen ganz bequemen Weg anlegen lassen, der einen in angenehmer Steigung auf die Höhe bringt. Anfänglich, so lang noch „aperer" Boden war, ging es auch rasch vorwärts. Schlimmer gestaltete sich der Anstieg, als wir beim Schnee angelangt waren und der Weg in Folge dessen sich nur von Zeit

zu Zeit wieder finden ließ. Fehlgehen kann man natürlich nie, weil der breite Sattel ganz offen daliegt, aber das häufige Einbrechen in den zu wenig verharschten Neuschnee hatte etwas sehr Ermüdendes. Da ich meist in die Fußstapfen meines Führers trat, nahm ich mir selten Zeit, Rückblick auf die Landschaft zu nehmen, obwohl derselbe nach jeder Richtung lohnend ist. Die friedlich unten liegenden Hütten mit dem stillen Kirchlein, die Majestät der ringsum aufgebauten Bergcolosse, das blendend weiße „Federbett“ des Brandner Gletschers entzücken das Auge ebenso, wie der Blick thalauswärts zu den blauen Bergen des innern Walgaues und zum hohen Freschen, der über die ganze nördliche Kette dominirend herausschaut.

Endlich nach zweistündigem Marsche hatten wir den Sattel des Sareiserjoches erreicht. Er ist, man könnte fast sagen, scharf wie ein Messerrücken, so daß man plötzlich mit einem Blick das jenseitige Malbunthal überfliegen kann. Ein wohliges Gefühl durchströmte mich, als ich nicht weit unter mir die Alpenhütten liegen sah und zugleich das hübsche Sträßchen, das mich nun mühelos bis nach Vaduz, beziehungsweise bis zur Bahnstation führen würde. Für Herrn Forstmeister Hosp, den Vorstand des braven „Pflanzers“, riß ich ein Blatt aus meinem Notizbüchlein und schrieb hinauf: „Lieber alter Freund! Ich hätte wahrlich nicht gedacht, daß der erste Gruß, den ich nach fast dreißig Jahren, wo wir als flotte Studenten beim Adambräu kneipten und tanzten, Dir zusende, zugleich eine Bitte sei. Ich habe nämlich im Vertrauen auf Deine stillschweigende Genehmigung einen Deiner „Pflanzer“ überredet, mich auf das Sareiserjoch zu führen, da ich nicht wagte, allein diesen schneeigen Sattel zu passieren. Mach ihm deshalb keine Vorwürfe, sondern miß alle Schuld bei Deinem treu ergebenen alten Studienfreund Hörmann.“ Diese Zeilen gab ich ihm nebst der Entlohnung für

den Gang, drückte ihm warm die Hand und eilte in beflügelten Sprüngen die ziemlich schneefreie steile Halde hinab, bis ich bei der Straße angelangt war.

Da setzte ich mich im Angesichte mehrerer noch nicht bezogener Alpenhütten nieder und ließ meine ermatteten Füße und Kniegelenke ausruhen. Dann aß ich das letzte Restchen meiner Wurst und löschte meinen brennenden Durst, zündete hierauf eine Cigarre an und blies die blauen Wölkchen mit solchem Behagen ins Blaue, als ob ich schon in Vaduz beim kühlen Wein säße und nicht erst noch das ganze Malbunthal zu durchlaufen und das Saminathal zu durchqueren hätte. „Edle Liechtensteinische Regierung!“ jubelte mein dankbares Herz, „wie sorgst du unbewußt mütterlich auch für die armen Touristen, indem du fahrbare Straßen bis in die innersten Thalwinkel anlegtest! Habe auch du Dank“, meditirte ich fröhlichen Sinnes weiter, „wohlwollendes Schicksal, daß du als rettenden Schutzgeist in diese Gegend gerade meinen lieben alten Freund Posch — — wollte sagen — — Hosp — Posch — —; Herr des Himmels, was habe ich da gemacht! Mein alter Freund Forstmeister heißt ja gar nicht Hosp, sondern Posch. Einen Forstmeister Hosp kenne ich gar nicht und er mich nicht. Aber wie kann man so etwas verwechseln. Es ist doch zu blöd — zu dumm!“

Da ich mich nicht länger Grobheiten aussetzen wollte, so packte ich meine Habseligkeiten zusammen und wanderte aus dieser Gegend des Fluches.*) — Wie angenehm geht es sich nach anstrengendem Steigen auf gut gebahntem Wege. Doch man soll den Tag nicht vor

*) Dem freundlichen Leser diene zur beruhigenden Aufklärung, daß mir hinsichtlich dieser unliebsamen Verwechslung noch im Herbste desselben Jahres, als ich wieder dieses schöne Thal besuchte, von der liebenswürdigen Gattin des Herrn Forstmeisters, die sich hier in der Sommerfrische befand, volle Generalabsolution ertheilt wurde.

dem Abend loben. Gleich bei der ersten Wendung der Straße gähnte mich ein abschüssiges Lawinenfeld an, das die Straße auf mindestens 50 Schritte sperrte. Wie Eisenstangen sanken meine Beine in den weichen Schnee. Doch die Sperre ward endlich glücklich überwunden. Leider wiederholten sich diese unangenehmen Unterbrechungen noch fünf- bis sechsmal und hörten erst auf, als ich zur nächsten Alpe kam. Hier traf ich schon Leute, welche mit Ausbesserung der Hütten und Zäune für den nahenden Auftrieb des Viehes beschäftigt waren. Auch der Weg wurde belebter. Kraxenträger mit Alpengeräthschaften und Proviant kamen an mir vorüber und boten mir ihr freundliches „Guata Tag."

Das quer von Südost nach West abfallende, etwa anderthalb Stunden lange Malbunthal bietet sonst nicht viel des Interessanten. Desto schöner entfaltet sich am Ausgang der Weideboden des Saminathales, in welches es fast senkrecht einmündet. Diese grüne mit Reihen von Almhütten belebte Ausweitung, in welche der langgestreckte und unwirthliche Runst genannten Thales ausläuft, hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der weitgedehnten Wiesenfläche des „Nenzinger Himmels", nur ist letztere größer. Hingegen ist das rückwärtige Gebirgshalbrund mit dem gewaltigen Naafkopf fast noch effectvoller, als das vom Gamperdonathal.

Es ist überhaupt schwer zu sagen, welches der drei parallel laufenden Schwesterthäler Brandner-, Gamperdona-, Saminathal landschaftlich das schönste sei. Jedes derselben weist eigenthümliche Schönheiten auf. Besuchenswerth sind sie alle drei. Und gerade das Saminathal hat dadurch, daß es, wie wir gleich sehen werden, von Vaduz aus so spielend leicht zu erreichen ist und gute Unterkunft bietet, einen gewissen Vorzug voraus. Letzterer fiel diesmal für mich weg, denn das Gast-

haus „zur Sücca“, das von der Westflanke des Thales so verführerisch herabblickte, war noch geschlossen und mit ihm das gute Nachtquartier, von dem ich sicher Gebrauch gemacht hätte. Aber zur schönen Jahreszeit, wenn alle Wiesgründe und Almplätze ringsum von weidendem Vieh wimmeln, da herrscht in diesem herrlichen Alpenwinkel ein reges Treiben. Durchziehende Touristen und fröhliches Jägervolk nehmen hier Nacht- und Standquartier und von der luftigen Veranda, von wo aus der Blick auf den untenliegenden sammtgrünen Weideboden und auf die ernstheiteren Gebirgshäupter im Kreise schaut, blinken die lichten Kleider der Sommerfrischlerinnen, welche da ihren abendlichen Heimgarten halten. Besonders schön ist die Sicht thalauswärts durch und über die schattige Saminaschlucht zu den sonnigen Höhen von Gövis, Dums und Uebersaxen, ja selbst ein blauer Streifen des Bodensees ist zeitweilig noch zu erschauen, doch gilt dies als kein gutes Wetterzeichen.

Solchen Erwägungen gab ich mich hin, als ich nach Durchquerung der Thalweite gegen das einsam dastehende Süccagasthaus stieg. Die Straße führt knapp an ihm vorbei, um dann in wenigen Serpentinen zur Höhe des Kulmtunnels hinanzusteigen, der das Saminathal vom Rheinthal trennt. Noch einmal warf ich einen Blick auf das dunkelnde Alpengefilde, dann umhüllte mich die kühle Dämmerung des Tunnels, um mir nach beiläufig sechzig Schritten mit einem Schlag den im Abendschein daliegenden Garten von Liechtenstein zu zeigen.

Der unvermittelte Contrast zwischen der großartigsten Hochgebirgsscenerie und dem südlich heiteren Landschaftsbild des Rheinthales gehört unstreitig zu den größten touristischen Ueberraschungen, welche man erfahren kann. Aber auch für sich allein ist der Blick vom Ausgang des Tunnels einzig schön. Die wunderbar geschlungene Kette der Schweizer Gebirge, die zackigen

Riffe am St. Luciensteig, die malerische Einsenkung gegen den Wallensee, die breite dörferbesäete Fruchtfläche des Rheinthales mit dem majestätisch dahinwogenden Strome — alles dies über den grünen Vordergrund des Trisenerberges hin betrachtet, läßt einen unlöschbaren Eindruck zurück.

Lange stand ich vor diesem Bilde, dann trabte ich in der abendlichen Kühle die vielfach gewundene Straße nach Vaduz hinunter und von da zur Bahnstation Schaan, um nach einer halben Stunde im freundlichen Feldkirch mich von den Strapazen dieser Hunger- und Durstcur zu erholen.

Im innern Walgau.

Von Feldkirch bis Bludenz haben wir nur die kurzen Stationen Frastanz, Nenzing und Nüziders, die wir in einer halben Stunde durchfliegen. Das rechte und linke Waggonfenster bietet landschaftliche Reize. Ueberall freundliche, von Obstangern umschlungene Dörfer, darüber die Reste gebrochener Burgen, umsponnen von üppigem Grün der Rebengärten. Diese Ruinen Schwarzenhorn, Ramschwag, Jagdberg, Blumeneck und wie sie alle heißen, was könnten sie von damals erzählen, als noch die wälsche Sprache in den Niederungen des „Walchengaues" erklang, keine Spindel und Webspule surrte und kein Kessel der Rothfärbereien dampfte. Das Romanische wurde nach Guler von Wyneck noch im 16. Jahrhundert hier gesprochen, bis es endlich dem Einfluß der deutschen Einwanderer unterlag. Hätten wir auch dieses Zeugnis nicht, so würden eine Menge romanisch klingender Orts- und Flurnamen, wie Frastanz, Bludenz, Parsenn, Copetsch Quadra 2c. dafür sprechen.

Die Geschichte des Walgaus oder „Hinterlandes" ist, wie die Geschichte Vorarlbergs überhaupt, eine Kette von blutigen Kämpfen einerseits zwischen den verwandten Häusern der Grafen von Montfort und Werdenberg, anderseits mit den rauflustigen Schweizern, welche wiederholt diese blühenden Gefilde verwüsteten, die stolzen

Burgen brachen und Schwert und Fackel sogar über den Arlberg in tirolisches Gebiet trugen. Der blutigste Kampf, den der Walgau erlebte, war die Schlacht bei Frastanz am 20. April 1499. Die Blüthe des schwäbisch-kaiserlichen Heeres fiel damals unter den Streichen der Eidgenossen, daneben fünfhundert wackere Walgauer und sechsundvierzig freie Walser. Jetzt ist längst darüber Gras gewachsen, nur eine Kapelle, an der wir vorbeifahren, wahrt noch das Andenken an dieses Gemetzel und der „Aetti“ erzählt seinen horchenden Enkeln von der blutrothen Ill und von dem schlechten Uli Mariß, der den Verräther gemacht hatte.

Mit dem Aufblühen der Industrie, welche am Ende des letzten Jahrhunderts von der Schweiz aus nach Vorarlberg übersprang und auch im Walgau kräftige Wurzeln schlug, änderten sich fast alle Verhältnisse. Aus dem Ackerbau und Viehzucht treibenden Bauernstand der Thalsohle wurde eine Fabrikbevölkerung, ja selbst in den stillen Weilern des Mittelgebirges nisteten sich Webstuhl und Stickrahmen ein. Diese Industrieluft brachte viel Geld ins Thal, vertrieb aber die alte Tracht und einfache Sitte der Einwohner. Wer jetzt den Walgau zu Fuß durchwandert, wird diesen Landstrich nur von „Stadtvolk“ bewohnt glauben; die Bauerntracht ist fast vollständig verschwunden.

Das Thal ist, wie schon eingangs erwähnt, wunderschön und hat mit dem Rheinthal, abgesehen von der geringeren Breite und den gedämpfteren Farben, viele Aehnlichkeit. Auch hier trägt die rechtsliegende südliche Seite mehr den schroffen Character der Gebirgsnatur mit den tiefen Einrissen enger Querthäler, während die Nordseite lachendes Rebengelände und üppigen Graswuchs zeigt, der vermengt mit Wald bis zu den weichgeformten Kuppen hinanreicht. Unten aber liegen im An-

hauch südlicher Lüfte, der die Traube zeitigt und das „Spalierobst“ reift, die baumbeschatteten reinlichen Dörfer Satteins, Schlins, Bludesch, Thüringen und Ludesch, theils in die sonnigen Winkel geschmiegt, theils wie Röns, Düns und Schnifis auf die vom Nordwinde geschützten Hänge hingestellt. Stundenlang kann man da in luftiger Höhe abwechselnd in Schatten und Sonnenschein von Dörflein zu Dörflein wandern bis zur fruchtgesegneten Bucht von Blumeneck, die sich unter dem Thüringerberg am Ausgange des großen Walserthales zu beiden Seiten der wilden Lutz ausbreitet. Ueber diesem windsichern Halbrund, an dessen Rändern die freundlichen Dörfer Bludesch, Thüringen und Ludesch liegen, thront auf rebenumrankter Höhe weltverlassen das uralte St. Martinskirchlein und denkt der Zeiten, da es als Mutterpfarre weitum gebot und sein Geläute der Sage nach bis zur fernen Bergeinsamkeit von Gargellen klang. Jetzt ist es halb zerfallen und verödet, gleich der stolzen Feste Blumeneck, deren malerische Ruinen neben dem Gebrause eines Wasserfalles über Thüringen sichtbar sind.

Den Abschluß dieser Idylle bildet der Felsenpfeiler des „hangenden Steins“ bei der Haltestelle Straßenhaus; gleich dahinter liegt ganz eingegraben in Obstbaumschatten Nüziders, der Hauptort der einstmaligen Grafschaft Sonnenberg. Hier nimmt mit den letzten Reben der Süden von uns Abschied und ein reizender Spaziergang geleitet uns in das behagliche Bludenz, das wie ein kerngesundes Alpenkind uns anlacht und in seiner Bescheidenheit gar nicht weiß, von welcher Fülle landschaftlicher Schönheit es umgeben ist.

Bludenz.

Im Anblicke der eisgekrönten Scesaplana, welche aus dem Hintergrunde des Brandnerthales in strahlender Majestät herausschaut, liegt nicht weit vom Zusammenflusse der Ill und Alfenz, auf die sanft ansteigende Fläche hingelagert, das freundliche Bludenz, die Metropole des inneren Walgaus. Da die Lage etwas höher als die Feldkirchs ist, besitzt es ein frischeres, aber gleichmäßigeres Klima als letztere Stadt; doch streichen noch die Rebenhügel bis hart an die Mauern. Bludenz eignet sich daher sehr für den sommerlichen und frühherbstlichen Aufenthalt, sei es zu längerem Verweilen, sei es, daß der Fremde die gastliche Stätte als Standquartier für größere Ausflüge benützen will, welche sich von hier aus nach allen Richtungen machen lassen.

In beider Hinsicht ist der Besuch von Bludenz außerordentlich lohnend.

Die Stadt ist nicht groß, aber gleich Feldkirch reinlich und nett, die Bewohner, wie überall in Vorarlberg, äußerst freundlich und zuvorkommend. Allerorts schallt Einem freundlicher Gruß entgegen, überall wird dem Fremden mit Respekt begegnet.

Von den einstigen Befestigungen dieser altehrwürdigen Stadt, von welcher schon im Jahre 940 in einer Urkunde

Ottos I. die Rede ist, sieht man nur mehr spärliche Ueberreste. Hübsche Villen und duftende Gartenanlagen haben längst den Platz der früheren Mauern und Gräben eingenommen. Einst der Sitz der Grafschaft Bludenz, die die Grafen von Werdenberg als ihre Herren anerkannte, kam es im Jahre 1394 unter Albrecht III. durch Kauf an Oesterreich, unter dessen mildem Scepter es sich zum gegenwärtigen Wohlstand emporschwang. Rührend ist die Geschichte, wie Friedrich mit der leeren Tasche auf seiner Flucht vom Constanzer Concil wie ein gehetztes Wild Nachts an das verschlossene Thor kam und Einlaß begehrte. Der Wächter der Stadt, welche erst vor wenigen Jahren dem Herzog Treue zugeschworen hatte, verweigerte den Einlaß, selbst als der Flüchtling seinen Namen nannte. „Es seien", meinte er, „schwer seltsame Läuf' vorhanden; man lat (läßt) nit jeglichen gleich in." Der Herzog berief sich nun auf einen Bürger, Namens Schädler, der dann auch herbeikam und ihn anerkannte. Nun war freilich des Jubels kein Ende. Die treuen Bludenzer bewirtheten den edlen Gast und gaben ihm dann noch „dem Berg (Arlberg) zue d's Klosterthal duri (durchhin)" das Ehrengeleite.

Kunstschätze besitzt Bludenz außer einem Altarblatt von Deschwanden in der Pfarrkirche und einem vorzüglichen Bild aus der Venetianerschule im Chor des Kapuzinerklosters, die Grablegung Christi darstellend, nicht viele. Merkwürdig ist der alte Brunnen vor dem Rathhause mit der Statue des hl. Johann von Nepomuk. Jedenfalls aber verdient der dortige Friedhof einen Besuch, und sei es auch nur, um das Mutter'sche Grabdenkmal von Hermann Meyer aus Feldkirch zu besichtigen. Es hat den „göttlichen Kinderfreund" zum Vorwurf und muß als eine über das gewöhnliche Maß weit hinausragende künstlerische Leistung bezeichnet werden. Ein Christus von solcher Hoheit und Majestät, die durch den Gegensatz des an sein Knie sich anschmie-

genden Kindes noch mehr hervorgehoben wird, dürfte in der neueren religiösen Plastik schwer zu finden sein. Mit diesem Werke hat der Künstler einen großen Wurf gethan. Im selben Friedhof befindet sich noch ein anderer schöner Christus der talentvollen Brüder Joh. Georg und Fr. Joseph Matt aus Rankweil, sowie ein Friedensengel aus carrarischem Marmor, den der feine Meißel des Georg Feuerstein für die Grabstätte des Johann Gaßner geschaffen hat. Die Kunst des Pinsels hat ihren Vertreter im hochbegabten Maler Jacob Jehly, der in seiner reizend gelegenen Villa Armatin bei Bludenz warm und wahr ausgeführte Landschafts- und Genrebilder schafft.

Hiezu bietet die Umgebung von Bludenz allerdings Vorwürfe genug; denn sie ist, wie schon erwähnt, reich an stimmungsvollen Objecten, schönen Spaziergängen und entfernteren Ausflugspunkten. Wie lohnend ist nicht z. B. der Besuch der Schießstätte mit der herrlichen Rundschau auf die Bergwelt; wie reizend der kurze abendliche Spaziergang zur Tschalengabrücke mit dem Blick auf die in Purpur getauchte Scesaplana. In der Nähe erblickt man rechts von der Straße das verkleinerte Muster eines Montavonerhauses, dessen Original im Silberthale steht. Geht man weiter, so gelangt man zum freundlichen Ort Nüziders mit der Ruine Sonnenberg. Das Dorf liegt ganz im Obstbaumschatten versteckt und hat eine ungemein anmuthige und milde Lage. Noch weiter gehend, kommt man am „hangenden Stein" und am oben genannten Martinskirchlein vorbei nach Ludesch und Thüringen, den zwei rebenumgrünten Dörfern, welche am Eingang ins schöne Walserthal stehen. Von da kann man über den Ludescher Berg zum Ort Laz hinaufsteigen, der mit seinem prachtvollen Fernblick den ganzen inneren Walgau beherrscht und, wenn noch Zeit, über die Sommervillen der Familie Gaßner den Abstieg nach Bludenz nehmen.

Nicht minder lohnend sind die Ausflüge gegen Osten, so über Rungelin zur einsamen Höhe von Obergasünd, von wo aus der Blick westwärts bis nach Feldkirch schweift und ostwärts auf den grünen Thalboden von Braz und ins tiefere Klosterthal schaut.

Von größeren Ausflügen in den Nebenthälern, welche die Stadt im Kranze umgeben, wird in den nächsten drei Abschnitten die Rede sein.

Zum Schluß will ich noch bemerken, daß sich von Bludenz auch ganz leicht Bergtouren, z. B. auf den hohen Frassen, Hochgerach u. s. w. machen lassen, welche das Gute haben, daß sie dem Steiger geringe Mühe kosten und doch die ganze imponirende Bergwelt des Rhätikon, des Lechthaler- und Schweizergebietes enthüllen.

Montavon.

Wer in Bludenz, als einem Knotenpunkte der Arlbergbahn, aussteigt, um auf einige Tage die Naturreize dieses Walgaustädtchens zu bewundern, wird in Verlegenheit sein, wohin er zuerst seinen wanderlustigen Fuß wenden soll. Denn vom Norden winkt ihm das ahornreiche Walserthal, gegen Westen lockt der Rebengarten des Walgaus, gegen Süden aber zieht ihn verführerisch das romantische Brandnerthal, die stille Bergeinsamkeit des Lünersees und endlich Montavon, die wald- und almengesegnete Heimath der vorarlbergischen Ill. Dahin wandern wir. Was Auge und Herz im Hochpark der Alpenwelt zu sehen begehrt, das findet man in diesem Gebirgswinkel vereint. Dazu kommt noch die Eigenart eines höchst originellen Völkchens, das, obwohl von seiner Lippe das deutsche Wort sprudelt, doch in Körperbildung, Wesen und Sitte noch die Grundzüge seiner rhätoromanischen Abkunft bewahrt hat.

Dieses Thal nun, das unsere Landkarte Montavon, die Eingeborenen aber Muntafun nennen, nimmt hart bei Bludenz seinen Anfang und erstreckt sich in einer Ausdehnung von beiläufig zehn Stunden in südöstlicher Richtung bis zu den Eisfeldern des Jamthaler Ferners. Dort reicht es dem tirolischen Paznaunthal über den großartigen Sattel der Bielerhöhe die Hand. Seine

kurzen nach Süden streichenden Querfurchen leiten bis zu dem gewaltigen Gebirgskamm des Rhätikon, der Vorarlberg vom schweizerischen Prättigau scheidet.

Schon der Eingang ins Montavon, der sich beim Zusammenfluß der vom Klosterthal herauskommenden Alfenz mit der Ill befindet, ist höchst wirksam. Eine enge Schlucht scheint den Eintritt in diese Alpengegend verwehren zu wollen. Kaum daß die Straße neben der rasch daherfluthenden Ill Platz findet, so eng schieben sich die grauen Felswände zusammen. Bald jedoch erweitert sich das Thal und wir erblicken ein kleines Kirchlein mit rothem Kuppelthurm nebst einigen Häusern, St. Antöni genannt. Das Dörflein liegt auf einem breiten Schutthügel zerstreut, dem übergrünten Trümmerwerk eines grandiosen Bergsturzes, der vor Zeiten vom Schwarzjoch sich loslöste und der Sage nach die volkreiche, aber sündhafte Stadt Prazalanza verschüttet hat. Da die Burg nirgends mehr zu sehen, wohl aber das St. Antonikirchlein von einem Herrn Otto von Zalanz gegründet sein soll, dürfte die Ableitung des Namens von Pra de Zalanz, d. h. Wiese von Zalanz nicht zu gewagt sein. Hinter der Kirche rauscht ein artiger Wasserfall herab. An diesem vorbei führt ein äußerst anmuthiger Weg in anderthalb Stunden zum darüberliegenden Bartholomäusberg, von dessen weitschauender Kirche man eine entzückende Sicht auf die blendend weißen Zinken des Rhätikon mit der stolzen Scesaplana (an 3000 M. Meerhöhe) genießt. An brennrothen Berberitzensträuchern und schwarzbeerigen Holunderbüschen vorbei schlendern wir weiter und schauen die kaffeebraunen Blockhäuser an, die sich mit ihren blumengeschmückten Fenstern vom saftgrünen Hintergrunde allerliebst abheben. Bei einer gedeckten Holzbrücke zweigt der Weg nach Vandans ab. Die ersten Häuser dieser Ortschaft erscheinen bald jenseits der Ill, aber der Kern des langgestreckten

Dorfes liegt noch ein gut Stück thaleinwärts. Wir wandern über die Brücke Schruns und Tschagguns zu. Schon von Weiten erblickt man die auf einem Vorsprung erbaute schöne Kirche dieses letztgenannten Ortes und hört das prächtige Geläute ihrer Glocken ans Ohr tönen. Das Dorf selbst liegt am Fuße des von freundlichen Gehöften bedeckten Ziegerberges, gerade unter der Mittagsspitze und der Sulzfluh, an deren Schneescheitel vorbei der Pfad durch das Drusenthor ins Prättigau führt.

Am rechten Ufer der Ill, von Tschagguns durch die Brücke getrennt, lagert sich der Hauptort des Montavon-Thales, das freundliche Schruns. Da es in einer kleinen Bucht des Silberthales liegt, so kann man es von der Hauptstraße aus erst ersehen, wenn man fast davorsteht. Mit der schönen neuen Pfarrkirche und den stattlichen Steinhäusern, die sich neben den älteren Bauerngehöften ganz vornehm anschauen lassen, macht es fast den Eindruck eines kleinen Städtchens. Auch an guten Gasthäusern, darunter zwei Brauereien, ist es gesegnet, Alles Grund genug, hier ein Stündchen zu verweilen und sich für den Weitermarsch zu stärken. Jenseits der Brücke, die sich über die Litz spannt, winkt der stattliche Gasthof zur Taube, in einem grünen Anger unweit davon der Stern und „dort wo die letzten Häuser stehen", der Löwe, das allbekannte fröhliche Touristenheim. Wie freundlich sitzt es sich da am Spätnachmittag unter dem Leinwandzelt vor der Hausthüre, oder wenn es kühler wird, im traulichen Hinterstübchen. Da klingt oft bis spät nach Mitternacht fröhliches Geplauder und Rundgesang, wenn etwa einige lustige Wandervögel hier eingeflogen sind, um bei köstlichem Wein und braunem „Millionenwasser" sich von den Reisestrapazen zu erholen. Unter letzterem Getränke ist das Bludenzer Bier gemeint. Wollte Gott, ich hätte das Geld, das diese kühlende Mixtur den

Erzeugern eingetragen hat. Es ist übrigens ein ganz holdes Gebräu und erfreut sich mit Recht eines guten Rufes.

Schruns ist für Montavon ein Knotenpunkt der verschiedensten Ausflüge und, wer das Thal durchstreifen will, thut wohl, sich hier auf einige Tage einzunisten, um so mehr, als wie gesagt, die Unterkunft nichts zu wünschen übrig läßt. Wessen Zeit kurz bemessen ist, der scheue den kleinen Aufstieg zum Kapuziner-Hospiz Gauenstein nicht, das über dem gleichnamigen Gasthof westlich von Schruns an der waldigen Halde klebt und mit seiner geschindelten Front und seinem Giebeldach fast einem Schweizerhäuschen gleicht. Wer ein kummerbeladenes Herz hat, der trage es hinauf in den Frieden dieser Waldeinsamkeit, wo der würzige Tannenduft Auge und Lungen stärkt, die Sonne früh Morgens in die Zellen scheint und Finken und Amseln den Schlummer aus den Augen singen. Unten liegt wie ein Teppich der liebliche Thalboden mit dem geschäftigen Treiben des Alltagslebens. Da hallt abgedämpft das Klappern der Mühlräder herauf, das Surren der Brettersäge, der melodische Klang der Schmiedhämmer. Rings herum aber leuchten von allen Seiten die saftigen Bergmähder mit dem klingenden Alpenvieh und darüber die zauberische Pracht des Hochgebirges.

Noch schöner ist die Aussicht auf dem höher gelegenen Barthelmäberg, der mit Häusern und Gehöften ganz gespickt ist und mit seiner weithin sichtbaren Kirche das ganze Thal beherrscht. Der Gang dahin, der sich mit dem erstgenannten leicht verbinden läßt, ist auch noch in anderer Hinsicht sehr lohnend. In erwähnter Kirche befindet sich nämlich ein kunstvoller gothischer Flügelaltar vom Jahre 1575, einer der schönsten, die mir je vorgekommen sind. Wie eine Inschrift sagt, wurde er im Jahre 1851 in glücklicher Weise renovirt. In der Mittelnische sind in kunstvoller Schnitzarbeit die heiligen drei Könige

vor dem Christuskinde dargestellt, der linke Flügel zeigt u. A. den heil. Christophorus und den Walserheiligen Theodul; zu des letzteren Füßen kauert ein schwarzfarbiger Teufel mit einer Glocke. Noch eine Merkwürdigkeit birgt diese Kirche oder besser gesagt der Pfarrwiddum, nämlich ein uraltes, massives Email-kreuz mit eingefügten bohnengroßen „Edelsteinen". Leider war, als ich es besichtigte, der Pfarrer, der es verwahrt, nicht zu Hause; er könnte, wie mir die Häuserin versicherte, über sein Alter und seine Herkunft genaue Auskunft geben, ebenso über den gothischen Altar, über den ich sonst nirgends eine Notiz finde. Der größte und schönste gothische Altar aber, den Barthelmä besitzt, bleibt immer die gewaltige Zimbaspitze, die sich jenseits des Thales rechts von dem Eisfelde der Scesaplana kühn ins Blaue hebt, ein ehrfurchtgebietender Anblick. Um ihn voll genießen zu können, hat sich der kluge Herr Pfarrer über seinem idyllischen Widdum eine kleine Sommerveranda angelegt, welche Kaiserloge er gewiß mit keinem Fürstenthron vertauschen möchte.

Sollen wir nun wieder nach Schruns hinunter oder ist es, weil wir schon einmal in dieser luftigen Höhe sind, nicht vernünftiger, an dem sonnigen Gelände östlich weiter nach Inner-barthelmä zu gehen, von da zum uralten Christbergkirchlein zu klimmen und dann durchs holzreiche Silberthal unsern Abstieg zu nehmen. Der heutige Tag ist doch zur Weiterwanderung ins tiefere Montavon zu kurz und Gegend und Leute hier sind aller Beachtung werth. Den Weg nach Innerbarthelmä macht man bequem in dreiviertel Stunden. Er ist sehr abwechslungs-reich und leitet bald an goldgelben Kornfeldern und schattigen Baumgruppen, bald an freundlichen Gehöften vorbei in mäßiger Steigung aufwärts zum schlichten kleinen Kirchlein. Es besitzt ganz hübsche Altarbilder nebst einer schön gearbeiteten Kanzel.

Ein kleiner Friedhof, dessen Kreuze über die halb zerfallene Umfassungsmauer nach Osten schauen, umrahmt den spätgothischen Bau. Daneben steht der schlichte Widdum, wo der liebenswürdige Curat den barmherzigen Samariter macht und uns mit einem vorzüglichen Tirolerwein erquickt. Ein paar andere Gehöfte, vor denen bausbackige Kinder und gackernde Hennen herumtrippeln, bilden den Rest des stillen Weilers.

Weiter drinnen lugt von der Höhe noch ein zweites Kirchlein herab, die obengenannte Christbergkapelle, von der man sagt, daß sie die älteste Kirche des Thales sei. Der schmale Pfad zieht sich an der ziemlich abschüssigen Halde über die glatten Bergwiesen hin. Rechter Hand schauen wir in das waldreiche Silberthal. Tief unten windet sich wie ein milchweißer Streifen der Thalbach, die Litze, durch die dunkelgrünen Tannenforste, die beiderseits vom engen Bachbett aufsteigen. Die Bewohner dieses abgeschlossenen Bergthales, dem der einstige Edelmetallreichthum den Namen gab, sind nach den Forschungen von Steub und Bergmann ihrer Herkunft nach Walser, gehören aber nach den Forschungen Zösmair's nicht dem burgundischen Stamme an, wie man früher annahm, sondern sind Alemannen und haben ihre Brüder im Kanton Wallis. Wann und warum sie ihre schweizerische Heimat verlassen und das vorarlbergische Walserthal nebst den angrenzenden Gebieten bezogen, läßt sich wohl nicht mehr genau ermitteln, wahrscheinlich thaten sie es schon im 13. oder 14. Jahrhundert. Ins Silberthal hat sie sicher der Bergbau gelockt, der besonders unter dem münzreichen Landesherrn Sigismund nach der Eröffnung der reichen Silbergruben am Falkenstein bei Schwaz neu aufblühte. Das Erscheinen dieser germanischen Bergleute in den stockromanischen Gebieten war für Montavon von großer Bedeutung; denn vom Silberthal und dem Barthelmäberg aus breitete sich das deutsche Sprachelement immer weiter

aus, bis es im Verlaufe des 17. Jahrhunderts das Krautwälsche aus dem ganzen Montavon verdrängt hatte. Die Stollen des Silberthales, aus dem die Walser Bergleute ihr weißblinkendes Erz holten, befanden sich ziemlich hoch oben an der nördlichen Lehne, an der wir hinansteigen. Wir begreifen nun auch, warum das Agathen-Kirchlein, das wir vom einsamen Abhang des Christberges herabgrüßen sehen, so hoch über dem Thale, ja fast am Jochübergange gebaut ist. Es hängt eben mit dem einstmaligen Bergbau zusammen und verdankt ihm seine Entstehung. Nur von wenigen Holzhäusern und niedrigen Ziegenställen umgeben, gewährt es mit seinen halbgeborstenen gothischen Fenstern ein Bild trauriger Verlassenheit. Ein in der Nähe wohnendes halbblindes Weibchen sperrt uns auf und läßt uns eintreten. Die Kapelle ist im Style früher Gothik ausgeführt und im Innern noch ziemlich gut erhalten. Die Inschrift in einem Fache der sternförmigen Gewölbedecke des Presbyteriums: „Maister Kasper Schop 1407" macht uns mit dem Jahre ihrer Erbauung und zugleich mit dem Erbauer bekannt. An einer Kappe der Gewölberippen ist das Montavon'sche Wappen, zwei sich kreuzende Schlüssel eingemeißelt. Die holzgetäfelte Decke enthält gothisches Maßwerk, zum Theil mit gothischem Füllwerk verziert. Von den drei gut erhaltenen Altären ist nur der rechte Seitenaltar interessant; er weist harmonische Verhältnisse und schöne architektonische Ornamente auf. Die Figuren stellen den hl. Georg, Nikolaus und Theodul dar, letzteren wieder mit dem characteristischen glockentragenden Teufelchen. Früher sollen sich auch kostbare alte Meßgewänder hier befunden haben, sowie lederne Meßgewänder mit den Figuren der hl. Theodul und Nikolaus auf Gold- und Silbergrund; erstere sind verbrannt, letztere wurden an Trödler verkauft.

Fast traurig gestimmt treten wir aus dem stillen Gottes-

haus. Was für ein buntes Treiben mag sich hier herum im 16. und 17. Jahrhundert entfaltet haben, als noch das aufgeweckte Völklein der Bergknappen diese Halden belebte! Jetzt geht es auf dieser schweigenden Berghöhe nur noch am Rochustag (16. August) lustig her, an dem man von den umliegenden Weilern und Gehöften des Silberthales und Barthelmäberges hierher „mit Kreuzen" zieht. Vom Kirchlein bis zur Jochhöhe sind nur mehr einige Minuten. Von da führt ein schattiger Weg in einer Stunde nach Dalaas im Klosterthale (Station der Arlbergbahn).

Wir aber sparen uns diesen Uebergang auf ein andermal und steigen jetzt die ziemlich steile Böschung ins Silberthal hinab. — —

So, und nun sind wir glücklich im fichtendunkeln Silberthal angelangt und können auf dem neuen Sträßchen bequem nach Schruns marschiren. Ein Glück, daß die Verbindung nun eine bessere ist, denn auf dem früheren schlechten Fahrweg kostete es oft Mühe, die schweren Holzlasten dahin zu befördern. Von Schruns werden die „Museln" per Achse nach Bludenz geführt und mittelst Bahn in die — Schweiz verfrachtet. Noch einmal werfen wir einen Blick zum Agathen-Kirchlein hinauf, das vom Christberg ins dämmernde Thal sieht, dann aber lenken wir die müden Schritte dem „Löwen" zu, wo wir unsere hungerigen Mägen der Obsorge der beiden „Philomenen", den gutmüthigsten Seelen des ganzen Montavonerthales, anvertrauen. In diesem renommirten Gasthofe gibt es abends immer etwas zu sehen und zu hören. Während die touristische haute volée im eleganten Speisesalon des ersten Stockes unter geistreichen Gesprächen ihren Abendthee schlürft, setzen wir uns ins trauliche Hinterstübchen und plaudern mit den Ortsgästen, die sich hier einfinden. Da kommt der gemüthliche „Richter" und trinkt sein

Schöpple „Tiroler", der Meister so und so findet sich ein und auch der Gastwirth selbst setzt sich an unsern Tisch. Er ist der Typus eines echten Montavoners und weiß als eingeborenes Thalkind von Land und Leuten Bescheid. Mit freundlicher Bereitwilligkeit gibt er uns Aufschlüsse über die wirthschaftlichen Verhältnisse Montavons, über das Bodenerträgnis und über den Viehhandel, der die Haupterwerbsquelle des Thales bildet. Sagt doch schon der alte Guler in seiner Chronik über Montavon: „Diß ist ein vieh- und molkenreich Thal" und der jährlich im September abgehaltene große Schrunser Viehmarkt ist von Schweizern, Baiern, Schwaben und Italienern stark besucht. Auch vom Volk selbst weiß er zu erzählen, so von der Wanderlust der Bewohner, die als Maurer, Gypser und Sensenhändler im Frühling nach der Schweiz und Frankreich wandern und im Herbst mit dem Täschchen voll gelber Napoleone wiederkehren. Von den Mädchen gehen viele als Schnitterinnen und Aehrenleserinnen ins Schwabenland und fahren nach Beendigung der Ernte mit ihren Säcken „Schwabenkorn" singend in die Heimat zurück. Die interessantesten dieser Wandervögel sind jedenfalls die Krautschneider, die Ende September, wenn die Krautköpfe zum Schnitte reif sind, in grauer Joppe und grünem Tirolerhut in alle Welt ziehen und den Hausfrauen am Rhein und an der Donau mit ihren sechsmesserigen Hobeln das Kraut schneiden. So erfährt man am Wirthstisch manches, was man aus Büchern nicht lernen kann. Am besten ist es freilich, man schaut sich die Dinge selbst an, drum suchen wir für heute unsere Betten auf, um morgen die Wanderung fortsetzen zu können.

Die nächste Station ist St. Gallenkirch, das man in anderthalb Stunden erreicht. Bietet der Weg auch keine besondere Pikanterie, so lohnt dafür der Anblick der domartigen Valülaspitze, die aus dem Thalhintergrunde uns entgegenschaut, und

der Rückblick auf die sonnigen Fruchtgelände des Barthelmäberges. Die Gegend ist nicht einsam; Haus an Haus belebt fast ununterbrochen den Marsch und die vielen Kirschbäume geben beiderseits ein freundliches Geleite. Bei der sogenannten „Fratten", welches Wort wohl dem lateinischen fractus entstammt, verengt sich die Straße und steigt zugleich. Riesige Steinblöcke liegen am Illufer zerstreut, die Gegend wird rauher, die Feldungen seltener. Endlich wird St. Gallenkirch sichtbar; es liegt auf einer riesigen Schuttablagerung des Samangtobels und präsentirt sich mit seiner großen Kirche und den schön gruppirten Häusern ganz malerisch. Rechterhand stürmt aus dem Gargellenthale der weißschäumende Suggedinbach der Ill zu, daß man glaubt, er reiße die gedeckte Holzbrücke mit. An einem Pfeiler derselben ist eine Gedenktafel an den hier verunglückten sechsjährigen Johann Anton Zugg angenagelt mit der Inschrift:

Hier an der Ill
O Wandrer steh still
Und betracht des Todes (!) End und Ziel.
Der lieben Eltern volles Hoffen
Ist hier in der Ill ers . . . . .

Das Schlußwort ist unleserlich. Es wird wohl wahrscheinlich — „ertrunken" gelautet haben. Eine zweite, nicht weit außer Gallenkirch an einer Gnadenkapelle, lautet:

Dieweilen ich meine zueflucht zu Maria genomen
Bin ich wieder zu meiner gesondheit khomen. 1764.

Mehr als dieser poetische Erguß interessirt uns das dazu gehörige Bild, das uns die alte Montafoner Tracht zeigt. Der bäuerliche Votant trägt einen bläulichen Rock mit langen Schößen, eine hochrothe Weste mit schwarzen Hosenträgern, kurze schwarze Lederhose und wulstige weiße Strümpfe, ähnlich wie sie noch die tiroler Alpacher Weiber tragen. Um den Hals schlingt sich ein

bauschiges schwarzes Tuch. Als Ergänzung zeigt sich auf einer Votivtafel nebenan vom Jahre 1771 die damalige weibliche Montavoner Tracht: hochrother Rock und gleichfarbiges Mieder, darüber ein blauschwarzes Halstuch, lichtblaue Schürze und weißes Hemd mit bauschigen Aermeln. Daneben kniet eine ältere Frauensperson mit schwarzem Rock. Man muß indeß solche Votivtafeln als Quelle für Trachtstudien sehr vorsichtig benützen. Nicht selten sind derartige Bilder von Leuten aus umliegenden, oft sehr entfernten Thälern anher gespendet, bieten also nicht die Tracht des Gnadenortes, sondern die des Thales, wo der Votant seine Heimat hat.

Ueberhaupt ist für derartige Forschungen genaue Erwägung aller Umstände und Verhältnisse, welche Volksleben und Volkssitte beeinflussen, sehr nothwendig, wenn man nicht Fehlschlüsse machen will.

Fast unmittelbar vor St. Gallenkirch mündet südlich ein grünes Hochthal aus, das den bescheidenen Namen Gargellen trägt, aber erst in neuester Zeit bekannter geworden ist. Falls einmal der Fahrweg besser hergestellt ist, dürfte es sicher eine schöne Zukunft haben. Durch dieses Thal, das über das romantische Schlapinerjoch ins schweizerische Prätigau führt, wurde früher mit Saumrossen der edle Veltliner nach Vorarlberg gebracht. Jetzt fährt einmal des Tages die Post, so daß selbst Fußschwache die Gegend und die kräftigende Luft dieser „Hochgebirgseinsamkeit" genießen können. Zum Gehen braucht man von St. Gallenkirch aus bis zur Ortschaft Gargellen drei leichte Stunden, doch ist der Weg, wenn man einmal die erste Thalstufe bei der Rütlikapelle erstiegen hat, nicht mehr beschwerlich. Im Gasthaus „zur Madrisa", das von der sich darüber erhebenden imponirenden Madrisaspitze seinen Namen hat, ist man gut aufgehoben.

Wenn wir im Hauptthale weiterwandern, so gelangen wir in dreiviertel Stunden nach Gortipohl, dem „Gehege des Paul". Es ist die Zwischenstation von St. Gallenkirch und dem reizenden Gaschurn. Das kleine reinliche Kirchlein besitzt schöne Altarbilder und eine hübsch geschnitzte Kanzel, aus der eine Hand ein Kruzifix heraufreckt, gerade so, als ob der Geistliche im Bauch der Kanzel versteckt kauern würde. An der Außenseite des Kirchleins appellirt der hl. Nikolaus an die Mildthätigkeit der Vorübergehenden:

Jede große, jede kleine Gabe
Jederzeit ich noch vergolten habe!

In Anhoffung, daß der „heilige Mann" Wort halten werde, werfen wir ihm ein paar Kreuzer in den massiven Opferstock daneben, dann schauen wir uns die Gasse von Ziegenställen und sporadischen Blockhäusern etwas an. Sie sind fast sämmtlich nach dem gleichen alemannischen Styl gebaut, ähnlich wie wir sie längs des ganzen Weges gesehen. Auffallend ist nur, daß sie nicht an der Front, sondern an der der Innenseite des Thales zugekehrten südlichen Flanke den Eingang haben und zwar an einem schmalen zurückstehenden Anbau, über den sich das gemeinsame Dach streckt. An der anderen Flanke thalauswärts ist dem genannten Anbau entsprechend ein schmaler sogenannter Holzschopf zur Aufbewahrung des Holzes angelehnt. Diese scheinbare Abweichung vom gewöhnlichen Häusertypus hat nun seinen Grund in nichts Anderem als im heftigen von Norden kommenden „Thalwind", der besonders im Winter mit orkanartiger Stärke thaleinwärts bläst und durch die Hausthüre, falls diese an der Front angebracht wäre, wie besessen durch alle Räume fahren würde. Aus demselben Grunde ist das Haus auch durch den obengenannten Holzverschlag geschützt. Wenn man an diesen durchaus deutschen Häusern noch Spuren

romanischen Einflusses finden will, so ist es an der Thüre, die verhältnismäßig sehr schmal und nicht selten mit Ornamentik, wie man sie in wälschen Gehöften antrifft, geschmückt ist. Merkwürdig erscheint nur der Umstand, daß die Häuser, selbst die ältesten, deutscher Bauart sind, während Name und Insassen durchwegs romanisch sind. Es erklärt sich, wenn wir hören, daß der eigentliche Hausbau im Montavon ziemlich jung ist — die ältesten Häuser sind aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts — also in eine Zeit zurück reichen, wo das Deutschthum hier in Sprache und Sitte bereits den Ton angab. Die wenigen romanischen Häuser, wenn man diese stallartigen Gehöfte so heißen darf, finden sich noch da und dort im Thale zerstreut, wurden aber mit dem Wachsen des Wohlstandes aufgegeben.

Aber Gott wohin gerathen wir mit unserer ethnographischen Plauderei! Dürfen wir uns wundern, daß die gebräunten Dirnen, die in ihren roth ausgeschlagenen Kattunkitteln und dem hochrothen Kopftuch rechts und links am Wege heuen, uns kichernd nachschauen. Nun wir sind ja gleich in Gaschurn, der vorletzten Etappe des Montavonthales. Kann es ein reizenderes Bildchen geben? Im Vordergrunde das Kirchlein mit den paar Häusern auf den Hügel hingestellt, daneben das schmucke „Rößle", unten der rauschende Bach, im Hintergrunde die herrliche Valülaspitze (2810 Meter Höhe). Man muß sagen, die wackere Frau Keßler im Rößle hat Alles gethan, was man von einem solchen weitentlegenen Alpenhôtel verlangen kann. Reinliche gute Betten, einen geschmackvollen Speisesaal, eine Kegelbahn, ein Schach, eine kleine alpine Bücherei, kurz Alles ist da, sogar eine Badestube und ein Toilettenzimmer, eine Bequemlichkeit, die man leider selten antrifft, obwohl sie für durchwandernde Touristen so nothwendig ist. Ja nicht genug; im obern Haus, das besonders für Sommerfrischler hergerichtet ist, be-

findet sich eine alte getäfelte Stube mit werthvollem Plafond und ein baldachinüberschattetes stylvolles Himmelbett. Auch alte Porträts der österreichischen Erzherzoge Ferdinand Karl und Sigmund aus dem 17. Jahrhundert und ein schönes Muttergottesbild sind hier in diesem Brautgemach gratis zu sehen. Daß man hier auch in gastronomischer Hinsicht bestens aufgehoben sei, zeigt der jährlich sich steigernde Zufluß von Touristen und Sommerfrischlern, die mit wehmüthigem Herzen von hier wieder fortziehen, wie verschiedene prosaische und poetische Bemerkungen des Fremdenbuches bezeugen.

Bis der Kaffee bereitet ist, der hier ganz vorzüglich sein soll, gehen wir nach Partenen, dem Endpunkt des Montavon. In einer halben Stunde sind wir dort. Ich bin ein sehr großer Freund von Thalschlüssen; es liegt auch ein eigener Reiz darin. Gewöhnlich weitet sich der Thalkessel zu einer grünen Alpenmatte, ringsum umrahmt von steilen Felsjöchern mit brausenden Sturzbächen. So ist es auch hier bei Partenen. Es liegt mit dem kleinen Kirchlein und den wenigen Hütten von Felswänden ganz eingeschlossen auf dem grünen Weideboden. Dahinter stürzen von drei Seiten Bäche in mächtigen Fällen und Absätzen viel Thürme hoch über die Schroffen. Linkerhand braust der Verbellenbach herunter; an ihm vorbei steigt man über das Zeynisjoch ins hintere Paznaun; geradeaus wirft sich von einer Schlucht der Valüla der Valülabach in prächtiger Kaskade herab und rechts davon kommt mächtigen Falles die Ill über die Felsblöcke gestürmt, noch immer ein ansehnliches Wasser. Sie strömt aus dem Ochsenthal, das sich im Halbbogen um das Massiv der Valüla gegen Paznaun zieht und holt ihr eiskaltes Wasser weit drinnen unter den Schrofen des Vermuntferners.

Partenen selbst, die letzte Grenzstation des Montavonthales,

bietet außer der großartigen Gebirgsscenerie nicht viel. Das primitive Gasthaus, dessen Besitzer den ominösen Namen Johann Christian Essig führt, gibt allerdings zur Noth reinliches Nachtquartier auf Laubstrohsäcken und leidliche Verpflegung, dürfte aber im Hinblick auf den naheliegenden Gaschurner Gasthof auf nicht größeren Zuspruch rechnen dürfen. Auffallend ist in Partenen und auch zum Theil in Gaschurn der helle Teint der Bewohner, besonders des weiblichen Geschlechtes und der reine, fast dem Schriftdeutsch sich nähernde Dialekt. Sollte hier noch eine unverfälschte Parzelle von Walser Bergleuten sich erhalten haben, der Schweif der Ansiedelung im hintersten Paznaun? In der That scheint auch in diesem Endpunkte des Montavon einst Bergbau betrieben worden zu sein, wenigstens spricht der Name des rechtsliegenden Gebirgsstockes Trumenir = Tru de miniera, zu deutsch Bergwerkweg, dafür. Auch soll früher durch das gegen Süden ziehende Vermuntthal sich ein besuchter Uebergang ins Engadin befunden haben; man trifft in der That noch die Ueberreste größerer Steingebäude. Die fortschreitende Vergletscherung habe aber diese Verbindung abgebrochen. Auf diese Weise würde sich auch die durchgreifende Entromanisirung des Montavon erklären, indem die Bewohner, von ihren krautwälschen Brüdern im Engadin abgeschnitten, der Germanisirungswuth der Walser zum Opfer fielen. Ehe wir scheiden, will ich noch erwähnen, daß Partenen einen früher oft genannten Mann aufzuweisen hat, nämlich den kürzlich verstorbenen streitbaren Bischof Rudigier von Linz, der hier seine Heimat hatte. Er war ein zäher, unbeugsamer Charakter, wie alle Montavoner, fortschrittsfeindlich, aber ein Mann von seltener Opferwilligkeit und Uneigennützigkeit.

Und nun, da wir das Thal von Anfang bis zum Ende durchwandert haben, nach Gaschurn zurück. Wenn der bestellte Kaffee inzwischen kalt geworden ist, trifft die Frau Wirthin

wahrlich keine Schuld. Der Herr Kurat von Gaschurn wird es uns auch vergeben, wenn wir seine neugebaute Pfarrkirche nicht mehr besichtigen. Die alte ihr gegenüber ist abgebrochen und an ihrer Stelle liegt nun der Friedhof. Sie besaß eine werthvolle Kanzel mit kunsthistorisch interessanter alter Ornamentik. Ich erinnere mich noch ganz gut an den silberschuppigen Walfisch, der den Predigersitz trug und den Jonas mit einem Brief in der Hand ausspie. Die Schnitzerei wurde allgemein als äußerst kunstvoll angesehen. Als ich später meinen lieben Walfisch in der neuen Kirche suchte, fand ich ihn nirgends und mußte zu meinem Leidwesen hören, daß der Ortslehrer damit die Schulstube — geheizt habe. Der Pfarrer wollte eben, wie ich hörte, in seiner neuen Kirche nichts „Altes" dulden und so ging dieses Ornament und noch manches andere zu Grunde. — Von Gaschurn bis nach Bludenz kann man fahren, da jedoch erst in Gallenkirch ein Gefährte zu erhalten ist, so müssen wir wenigstens bis dahin noch wandern.

Ehvor wir dem schönen Thale Lebewohl sagen, will ich nur noch kurz etwas über den Typus und Charakter der Montavoner sagen. Wer zu Fuße das Thal durchwandert, dem fällt der nicht deutsche Typus der Bewohner sofort auf, besonders beim weiblichen Geschlechte. Der Fleischton ist dunkler, die Lippen roth, das Auge feurig. Trotzdem liegt etwas vom Romanischen verschiedenes in Gesichtsbildung und Habitus dieser durchaus nicht elastischen Gestalten. Ich möchte es mit Steub auf eine „Hinterlassenschaft der Urbewohner, der alten Rätier" zurückführen. Die Männer sind ziemlich hoch gewachsen und haben entschiedene Aehnlichkeit mit den Leuten in den ladinischen Thälern von Enneberg, Gröden und Fassa. Daneben schlägt oft überraschend der alemannische Typus durch. Im übrigen ist der Montavoner ein sparsamer, kluger und berech-

nender Mann und gilt bei den Leuten im „Land“ außen, d. h. in der Bludenzer Gegend als schlau und verschlagen. Der Walgauer sagt von ihm: „Der beste Muntavuner hat a Handäxle g'stola“, welchen Spott ihm der Montavoner mit der Antwort zurückvergilt: „Damit er den besta Schnapsa ka' vom Galga ahahola“. Schnapsa ist der Spitzname für die Bewohner des inneren Walgau, besonders im Bezirk von Bludenz. Industriell ist der Montavoner nicht, das zeigt seine Abneigung gegen Fabriken, sein speculativer Sinn beschränkt sich auf den Viehhandel, den er allerdings meisterhaft versteht. Interessant ist das Thal auch dadurch, daß es noch seine Tracht bewahrt hat, welche sonst, mit Ausnahme des Walserthales und Bregenzerwaldes, im Vorarlberg ganz untergegangen ist, und daß es in seiner Abgeschlossenheit noch eine Menge von Sitten und Volksbräuchen übt; ich erwähne nur z. B. das prachtvolle Schauspiel am Funkensonntag. Oeffentliche Tänze sind nicht mehr im Schwange, aber sie waren es, wie die Tanzlaube in Gallenkirch und Gaschurn bezeugt. Schade, daß die Emanationen dieses Volkslebens noch nicht vollständig gesammelt sind und eigentlich nur die verdienstvolle Sagensammlung von Dr. Vonbun — Sander (2. verm. Aufl. Innsbruck, Wagner, 1889) vorliegt. Ein Alterthumsforscher jedes Schlages kann in Montavon noch reiche Ausbeute machen. Damit Gott befohlen.

Ins Brandnerthal.

Fährt man in den Bahnhof von Bludenz ein und wendet den Blick gegen Süden, so wird das Auge durch eines der schönsten Landschaftsbilder gefesselt. Aus dem Hintergrunde des engen Brandnerthales schaut der imposante Eisstock der Scesaplana. Den Schemel dieser stolz thronenden Fürstin des Rhätikon bilden die saftgrünen Matten und dunklen Waldvließe des Bürserberges, während die steil abfallenden Wände der Bürserschlucht, welche der Alvierbach brausend durchströmt, und das freundliche Dörfchen Bürs den wirksamen Vordergrund abgeben. In dieses Brandnerthal nun trug mich ein sonniger Septembernachmittag.

Mein Ziel war zunächst der sagenumwobene Lünersee, der hoch oben unter dem Aufbau des Scesaplanagletschers in eine Felsenwiege gebettet und von Steinriesen umstarrt, sein tiefblaues Wasser den Himmel spiegeln läßt.

Schon als Kind hatte ich den Namen dieses Sees mit geheimem Schauer nennen gehört und mit klopfendem Herzen gelauscht, wenn die Mägde vom bald eintretenden Ausbruch desselben erzählten und von den furchtbaren Zerstörungen, welche derselbe anrichten werde. Bis zur siebenten Stiegenstufe der hochgelegenen Bludenzer Pfarrkirche werde die Fluth steigen und

den ganzen Walgau mit allen Ortschaften überschwemmen. Nur ein großer Felsblock, der mit mächtigen Eisenklammern bei seinem unterirdischen Abfluß angeschmiedet sei, hemme noch den Ausbruch. Auch anderes Schauerliche lief damals im Munde der Leute um. War es ja die bewegte Zeit gegen Ende der Vierziger Jahre, als der Sonderbundskrieg in der Schweiz ausgebrochen war und die Vorahnung der Achtundvierziger-Revolution die Gemüther erregt hielt und eine Menge alter Sagen und Prophezeiungen neubelebte.

In solche Jugenderinnerungen versunken, gewahrte ich kaum, daß ich das liebliche Bürs bereits hinter mir hatte und mich im schattigen Anstieg zum Bürserberg befand. Es lohnt sich wohl der Mühe, hie und da bei einer Wegkrümmung Rückschau zu halten und den Blick gegen Norden auf das anmuthig hingelagerte Bludenz zu werfen und auf die grüne Flanke des hohen Frassen, auf dessen erster Terrasse ein reicher Bludenzer Patrizier sein sommerliches Heim hingebaut hat. Auch das Klosterthal liegt weit geöffnet da; in unmittelbarer Nähe aber sieht man über der kühlen Bürser Schlucht den halbzerfallenen Thurm von Rosenegg, von dem das Geschlecht der Edlen von Gilm, darunter Hermann von Gilm, das schmückende Adelsprädicat nahm.

Nach halbstündigem Steigen hat man die erste Anhöhe erreicht und der Weg oder, richtiger gesagt, das bequeme Sträßchen führt nun fast eben durch den Wald hin. Links unten tost der Alvierbach, rechter Hand erblickt man eine riesige Schutthalde, das sogenannte Scesatobel, das einem gewaltigen Bergsturz seine Entstehung verdankt und sich wie ein garstiger Klex in dieses farbige Landschaftsbild gesetzt hat. In den sechziger Jahren schwemmte der Gießbach daselbst zwei mächtige Mammuthzähne zutage, die nun das vorarlbergische Museum in

Bregenz zieren. Einen lieblichen Gegensatz zu diesem unwirthlichen Runst bildet die St. Wolfgangs-Capelle. Inmitten von Fichten, Ahornbäumen, Buchen und mächtigen Linden liegt es friedselig in der Waldeinsamkeit da und ladet den Wanderer zu kühler Rast ein. Nicht weit davon steht am Wege ein mächtiger, von Moos und Flechten überzogener Granitwürfel, die Pfarrscheide zwischen Bürs und Bürserberg. Das Volk nennt diesen Findlingsblock den Hexentritt und es mag sich zweifellos eine Sage daran knüpfen. Jetzt steht ein Petrusbild daran geheftet, der wohl die bösen Geister bannen wird. Bei einer Lichtung, welche die Tannen ließen, traf ich einen Maler. Er war eben daran, eine kühn geformte Bergspitze, die sich aus dem östlichen Sarotlathale erhebt, auf die Leinwand zu bannen. „Die Zimbaspitze“, sagte er begeistert, „auf welche vor Kurzem die kühne Miß Mary Douglaß als Erste ihren jungfräulichen Fuß gesetzt hat.“ Ich erlaubte mir, ihm zu bemerken, daß die gesuchte Spitze erst weiter drinnen zu sehen sei, worauf er ärgerlich die Mappe zuschlug und mit einem: „Schade um den schönen Berg“ sich mir anschloß.

Bald waren wir unter anregenden Gesprächen aus dem Waldrevier herausgekommen und sahen das freundliche Dörfchen Bürserberg vor uns. Es ist eine Idylle, wie sie lieblicher nicht gedacht werden kann. Hingelagert auf die grünen Wiesen liegen die freundlichen Häuser mit dem hellblinkenden Kirchlein da, während gegen Süden der Eispalast der Scesaplana in seiner ganzen Großartigkeit sich präsentirt. Beim Wirtshaus „zum Gams“ am Wege setzten wir uns in den schattigen Anger und genossen bei gutem Flaschenbier die herrliche Landschaft und die reine Luft, die uns prickelnd kühl umwehte. „Könnte man hier eine Wohnung zur Sommerfrische erhalten?“ fragte ich die Frau Wirthin. „O ja, das Stöckelgebäude nebenan ist ganz frei; es

sind drei allerdings nicht große Zimmerchen und eine kleine Küche." „Und wie theuer?" „Vierundzwanzig Gulden im Monat einschließlich Einrichtung; sonst kann ich es auch um fünfzehu bis sechzehn Gulden ablassen." „Das ist ja reizend", rief der Maler und stürmte in das geschindelte Häuschen zur Besichtigung. Es wäre dies in der That ein ganz verlockendes Plätzchen für ein künstlerisches Stilleben. Inmitten einer der lieblichsten Gegenden, im Angesicht der großartigsten Bergnatur, fern vom Getriebe des Tages unter schlichten Menschen ließe sich wohl durch ein paar Wochen die Misere des Lebens vergessen.

Die schräger fallenden Schatten mahnten zum Aufbruch, wollten wir nicht bei geschlagener Dunkelheit in unsere Nachtstation Brand einrücken. Man geht in anderthalb Stunden leicht dahin. Als wir auf dem Sträßchen, das, nebenbei bemerkt, bis Brand gut fahrbar ist, weiter wanderten, begegnete uns ein Rudel von Schulkindern, Buben und Mädchen, die gebräunt von der Sonne und mit Bergstöcken bewaffnet, unter Begleitung eines Geistlichen an uns vorüberzogen. Sie hatten zum Lünersee einen Ausflug gemacht. Als Nachhut folgte eine meckernde Ziegenherde mit einem fluchenden Hirtenjungen. Der Weg zieht sich nun großentheils durch Wald anmuthig weiter. Bei einer uralten Capelle am Ausgang desselben erblickt man den innern Theil des Brandnerthales in seiner vollen Entfaltung, ein Bild von ganz einziger Schönheit. Linkerhand aber taucht neben grotesk geformten Zinken und Thürmen aus dem Hintergrunde des wilden Sarotlathales die majestätische Zimbaspitze auf, das steinerne Riesenhaupt vom letzten Sonnenstrahl vergoldet. „Da haben sie nun den gesuchten Berg," sagte ich zu meinem Begleiter, im sicheren Glauben, daß sich sein lebhaftes Künstlernaturell sofort in enthusiastischen Ausbrüchen Luft

machen werde. Aber sieh! der Kunstjünger betrachtete ganz ruhig das grandiose Bild und sagte nur phlegmatisch: „Hm! also das ist die Zimbaspitze!“ Aus dem Umstande, daß er fast in einem Athem sich bei mir anfrug, wie weit wir noch nach Brand hätten und wie es mit der dortigen Küche bestellt sei, schloß ich, daß auch in dieser Brust „zwei Seelen wohnten“, von denen die eine sich bereits von der andern getrennt habe und „von den Gefilden hoher Ahnen“ der Realität eines schmackhaften „Backhendls“ zustrebe. Ich wies zu seinem Troste auf den Kirchthurm von Brand, der über einem niederen Rain bereits hervorguckte. Bald wurden auch die ersten Häuser sichtbar. Linkerhand erblickt man ganz isolirt auf einer Anhöhe am Saume des Waldes in unvergleichlich schöner Lage eine stattliche Villa. Es ist der neuerbaute Landsitz des Leibarztes der Königin von Rumänien.

Als wir in Brand einrückten, dämmerte es bereits stark. Wir gingen gleich auf das erste Gasthaus rechts an der Straße zu, um zu einem Nachtquartier zu kommen. Es ist ein ziemlich stattliches Gebäude, das besonders in dem höheren neu aufgebauten Stockwerke recht freundliche Zimmer aufweist. Die Gemache der ersten Etage sind etwas nieder und dumpfig. Leider war das ganze Gasthaus überfüllt mit Gästen, so daß ich gezwungen war, mit meinem Reisegenossen eines dieser weniger bequemen Gelasse zu theilen. Letzterer hatte sich unterdessen in richtigem Verständnis der Situation sofort nach seiner Ankunft in die Küche begeben, während ich nach Bestellung des Essens noch eine kurze Recognoscirung des Dorfes vornahm. Die Häuser von Brand stehen fast sämmtlich zu beiden Seiten der Straße und sind, soviel ich in der Dämmerung wahrnehmen konnte, ganz freundlich gebaut. Vor dem Hause des Vorstehers prunkte ein hoher buntbewipfelter Maibaum, der demselben am Tage der

Wahl von den Dorfburschen aufgestellt wurde, welche zarte Aufmerksamkeit der so Begrüßte natürlich durch Getränkspenden erwidern mußte. Diese alte Sitte herrscht übrigens auch in anderen Thälern Vorarlbergs, so zum Beispiel im großen Walserthal und im Bregenzerwald.

Als ich von meiner Inspection zurückgekehrt war, traf ich meinen Freund schon in voller gastronomischer Thätigkeit. Speise und Trank waren auch sehr gut, weniger befriedigend verlief die Nacht, da außer der beengenden Schwüle des kleinen Gemaches auch der fürchterlich gesunde Schlaf meines Zimmergenossen nur einen unruhigen Halbschlummer bei mir aufkommen ließ. Ich begrüßte daher mit Freude das Grauen des Morgens. Alle Berghäupter waren entzündet, unten lag in flaumigen Streifen leichter Nebel; auf den Wiesen glitzerte der Thau. Da mein Reisecollege die Lust zur Weiterwanderung verloren zu haben schien, so marschierte ich allein thaleinwärts. Etwas weiter außen steht noch ein Gasthaus, das originellerweise zwei Namen führt, nämlich „Lünersee“ und „Scesaplana“. Das Kirchlein, das ebenfalls links am Wege liegt, weist ein schönes gothisches Presbyterium auf. Das dem schlichten Gotteshause gegenüberpostierte Haus ist durch eine Monstranze über der Thür als Widdum gekennzeichnet.

Hier geht das Sträßchen aus und es führt nur mehr ein Karrenweg, der später in einen Fußweg übergeht. Der Feldbau hat fast vollständig aufgehört; nur Kartoffeln und wenig Roggen wird noch gepflanzt. Der von Norden wehende stürmische „Steinwind“ wirkt hemmend auf die Vegetation. Dort, wo die Steigung beginnt, steht am schäumenden Bach eine Rastbank, die rückwärts auf das Thal einen schönen Blick gewährt. Linkerhand oben hat man grausige Felswände, aber von wunderbarer Farbenmischung. Schade, daß mein Maler

in Brand hängen blieb; hier könnte er wochenlang Studien machen.

Mein neuer Reisecollege war ein Viehhirt, der ebenfalls dem Lünersee zustrebte. Er gieng im scheinbar schwerfälligen, aber gleichmäßigen „Trott“ der Aelpler weiter. Ich schließe mich unterwegs gern an solche Leute an. Man erfährt da während des Wanderns so Manches über Thalbegebenheiten, Land und Leute, was in keinem Buche und auch in keiner Zeitung zu lesen ist. So hörte ich von ihm, daß in dem oben erwähnten Geschröfe Adler hausten und daß man vor kurzem ein Paar solcher „Freifürsten“ gefangen habe. Auch über die Leute gab er mir — er war übrigens kein Einheimischer, aber lange schon im Thal — manchen interessanten Aufschluß. Die Leute seien sehr mäßig, dabei aber fröhlicher Natur und Gesang liebend. Die Wirthshäuser machten schlechte Geschäfte, denn der Bauer trinke selten Wein. Betrunkene und Bettler sehe man im Thal keinen. Streitigkeiten kämen fast nie vor, die Nachbarn seien verträglich und hilfreich gegen einander. Zu den Worten dieses einfachen Mannes stimmt auch der schöne und kräftige Menschenschlag, der dieses Thal bewohnt.

Unter solchen Erörterungen waren wir zur Alpe Schattenlagand gekommen, welche man die erste Terrasse zum Lünersee nennen könnte. Der Eisstock der Scesaplana ist nun durch den Muttenkopf verdeckt, der sich gerade vor sie hinstellt und das Hauptthal zur Gabelung zwingt. Rechts drüben sieht man die prächtigen Weideböden der Zalimalpe. An ihr vorbei führt ein Alpensteg über das „Brüggele“ in das Gamperdonathal. Die Steigung wird nun stärker, die Gegend trägt bereits vollständig alpinen Charakter. Im Spätfrühling und Hochsommer trifft man hier eine reiche Flora von Alpenpflanzen, Plateniglen und Soldanellen, Silenen und Gentianen, den hochsten-

geligen Frauenschuh und die heilkräftige Arnica montana. Heute boten uns nur noch Spätlinge von Alpenrosen den bescheidenen Gruß. Da und dort ziehen sich mächtige Schutthalden aus feinem Sande langgestreckt von den Schrofen herab, vor uns aber ist das Thal durch eine breite, scheinbar unübersteigliche Felswand wie durch eine künstliche Mauer abgesperrt. Es ist dies der dolomitene Querriegel, hinter dem unmittelbar daran der Lünersee liegt. Ein Wasserfall fällt schleierartig von ihm herab, der eine Ausfluß des Sees; der andere befindet sich weiter unten in der Felswand. Wenn man auf diese hinaufschaut, so möchte man glauben, in einer Viertelstunde könne man oben sein und doch steigt man eine gute Stunde.

Einige Kühe, die am Alvierbach weideten und ein Hüterknabe, der auf dem Bauche liegend und den Kopf zwischen den aufgestützten Ellenbogen in einem Kalender las, bildeten die Staffage dieser einsamen Gegend. Eine Cigarre, die ich dem leseeifrigen Jungen schenkte — ich sollte es später bitter bereuen — versetzte denselben in unbändige Freude. Zuerst leckte er sie, gerade wie es die Tiroler Bauern machen, von allen Seiten ab, damit sie langsamer brenne, dann zündete er sie mit sichtlichem Behagen an. Kurz darauf kamen über den knirschenden Kiesweg von oben drei Männer mit Gewehren herabgestiegen. Der Letzte hatte einen geschossenen Gemsbock auf dem Rücken. Interessant war mir die Art, wie er die Last trug, ähnlich, wie man einen Knaben Huckepack trägt oder „Bugkenagke“, um landläufig zu reden. Es gibt der Gemsen genug in dieser Steinwildnis, auch ein Bär kam im letzten Frühjahre auf Besuch.

Nach kurzer Rast traten wir den letzten ziemlich steilen Anstieg an, das einzige Stück der ganzen Partie, das etwas beschwerlich ist. Früher mußte man direct durch den Runst hinauf, jetzt führt ein gutgehaltener Zickzackweg zur Höhe, so

sicher und bequem, daß ihn jede Dame machen kann. Selbst das letzte Stück, das an der Felswand hin unmittelbar unter der Höhe beim Wasserfall vorbeiführt und gewiß nicht umsonst den Namen „böser Tritt“ trägt, ist jetzt durch die Thätigkeit der Alpenvereins-Section Bludenz gut gangbar gemacht und völlig gefahrlos. Noch ein paar Schritte aufwärts und der Lünersee liegt vor uns.

Das Ueberraschende besteht darin, daß man mit einem Blick das ganze großartige und eigenartige Bild überschaut. Ich kenne viele solcher Alpenwasser, aber keines trägt so den Charakter eines Hochgebirgssees wie dieses. Rings von geisterbleichen, zerrissenen Kalkschroffen umschlossen, liegt das tiefblaue, etwas grünlich schimmernde Wasser wie in einem ausgebrannten Krater reglos da. Nur dort, wo eine Einsattelung ins Rellsthal führt, spiegelt seine Fluth ein hellgrünes Mahd mit weidendem Alpenvieh. Am Nordufer, von woher wir kamen, geht das Wasser bis hart an den Rand des Steinwalles, so daß man begreift wie die Sage von einem Ausbruch des Sees entstehen konnte. Denn wenn dieser schmale Steinriegel im Laufe der Jahrhunderte bricht, oder vom Alvierbach ausgenagt ist, dann, nun dann . . . „rinnt der See us“, meinte mein Begleiter, dem ich mein Bedenken vorgetragen hatte. Damit empfahl er sich mit freundlichem Gruß und strebte mit schlürfendem Gange der jenseitigen Alpe zu, wo man ihn schon bemerkt und mit laut über den See hallendem Juchezen bewillkommt hatte.

Ich ging den Pfad, der sich am westlichen Ufer zur Douglaßhütte zieht. Man sieht sie erst, wenn man unmittelbar dabei steht, denn sie liegt hinter einer kleinen Felsenzunge, die sich vom Zirmenkopf herabsenkt. Sie war gepfropft voll von männlichen und weiblichen Sommerfrischlern und Scesaplana-Besteigern, theils kommenden, theils gehenden. Mit harter Mühe konnte

ich im unteren Gelaß einen Sitz erobern. Von nächtlicher Unterkunft, die ich im Sinne hatte, keine Spur. Es sind überhaupt nur zwei Schlafzimmer im oberen Stockwerke und von diesen ist nur das eine separirt, im andern, als der gemeinsamen Schlafstätte, steht Bett an Bett. Daß diese Hütte, die der wackere Alpenfreund Douglaß erbaut hatte, dem sich von Jahr zu Jahr steigernden Besuche nicht mehr genügt, ist selbstverständlich*). Läge der Lünersee in der Schweiz, so stünde hier längst ein großes Hôtel, besonders wenn man bedenkt, wie wenig Mühe der Aufstieg in diesen Alpenwinkel kostet und wie lohnend ebenfalls bei geringem Kräfteaufwand die Besteigung der darüber thronenden Scesaplana ist. Was diesem einzigschönen Punkte noch eine besondere Anziehungskraft verleiht, ist der Umstand, daß man nicht auf dem gleichen Wege zurückzukehren braucht, sondern die bequemen und schönen Abstiege nach Montavon durch das Rellsthal oder durch das Gauerthal hat, von denen besonders der letztere einen seltenen Reichthum von Naturschönheiten bietet. Ich erinnere nur an das Schweizerthor, an die Drusenfluh mit dem Sporergletscher, an deren grotesken Fels- und Eisgebilden der Weg vorbeiführt.

Nach dem Mittagsmahl, das in Anbetracht der Menge hungriger Mägen gut genannt werden muß, begab ich mich aus dem Lärm der Stube hinaus ins Freie, um mich unbeirrt dem reinen Naturgenuß hingeben zu können. Zuvor bestellte ich mir noch Cigarren, denn die letzte hatte ich beim Abschied dem Aelpler gegeben. „Cigarren sind keine mehr hier, den Rest hat heute Vormittags ein Tourist mitgenommen.“ Ich war wie versteinert. Was ist die reizendste Landschaft, der blaueste See,

---

*) Diesem Mißstande wurde heuer durch den Zubau eines „Schlafhauses“ theilweise abgeholfen.

der grandioseste Gletscher, wenn seine Schönheit nicht durch den Opferrauch einer glimmenden Cigarre gewissermaßen die höhere Weihe erhält! Mißmuthig und mit Hinterlassung einiger Artigkeiten, wie Scandal, Schlamperei rc., eilte ich hinaus. Draußen traf ich am Seeufer im behaglichen Sonnenschein liegend einen Touristen, der aus vollen Backen qualmte und dabei so vergnügt in die ruhige Fluth sah, daß mir ganz wehmüthig ums Herz wurde. Dem klagte ich meine Noth. „Nanu", sagte er im reinsten Norddeutsch, „wenn es nichts Anderes ist, so kann leicht geholfen werden". Damit zog er sein Etui heraus und präsentirte mir eine feine „Ausländische", ja was sage ich, er nöthigte mir noch drei bis vier andere auf, damit ich auf dem Rückweg nicht Mangel litte. Da ich mich sträubte, von seiner Freundlichkeit einen so unbescheidenen Gebrauch zu machen, versicherte er, er habe ein ganzes Arsenal bei sich. Dr. Arthur Strack heißt der edle Mann und ist seinem Berufe nach Rechtsanwalt in Hamburg. Mit welcher Andacht entzündete ich nun das Rauchopfer, wie verklärt erschien mir die Gegend, wie freundlich wölbte sich der Himmel über den steinerstarrten Wächtern dieses Alpenjuwels! Ich konnte kaum glauben, daß die Sage dieses stille Wasser mit den Schrecken dahin gebannter Geister und Unholde bevölkert, deren Erscheinen harmlosen Hirtenjungen am Ufer die Gänsehaut aufschießen läßt.

Der See gilt im Glauben der Leute, wie die meisten Alpenseen, als unergründlich. Als ihn einmal Einer messen wollte, rief eine Stimme aus dem Wasser: „Ergründest Du mich, so verschling' ich Dich." Seine Tiefe ist übrigens immerhin eine erkleckliche, wie aus dem Profil des Sees, das in der Stube hängt, ersichtlich ist. Ihn zu umgehen braucht man eine Stunde.

Erst spät trennte ich mich von diesem wunderbaren Bilde.

Als ich wieder thalauswärts stieg, warf ich noch einmal einen langen Blick auf das tiefblaue Gewässer und erinnerte mich an das herrliche Gedicht Adolph Pichler's:

Auf wilder Höhe liegt ein See,
Er spiegelt klar der Gletscher Schnee!
Oft rauscht er auf wie eine Sage,
Tönt rings der Bäume Flüsterklage,
Als wär's ein Schmerz, ein tiefes Wehe,
Daß er verlassen einsam stehe.
Der Abend kommt, das Purpurlicht
Sich in den krausen Wellen bricht.
Dann löst die Nacht das dunkle Haar
Und blickt aus Sternenaugen klar,
Ob in der rauhen Felsenwiege
Beruhigt jede Welle liege.
Der Spielhahn hoch im Wipfel lauscht
Wenn eine Woge träumend rauscht,
Die Berge steh'n, die ernsten Greise,
Gar stille ist's in diesem Kreise.

Im Walserthal.

Vom sonnenwarmen Walgau biegt hinter Straßenhaus, der ersten Bahnstation westwärts von Bludenz, ein almenreiches Hochthal ein und steigt vier Stunden lang in nordöstlicher Richtung gegen jenen mächtigen Querriegel, der es vom oberen Lechthal trennt. Aus dem Hintergrunde sieht man schon vom Schienenwege aus die zerrissenen Kämme des Zitterklapfen und den Riesenhauer des Rothhorns herausragen, zwischen denen der steile Sattel des Schadonapasses in das Quellengebiet der Bregenzer Ache und des Lech leitet. Die nördliche Flanke des Walserthales — denn von diesem sprechen wir — ist ein ununterbrochenes heiteres, von grünen Weideplätzen und Alpenmähdern, Dörfern und Gehöften bedecktes Gehänge, die südliche wird von einem abschüssigen, wald- und felsenreichen Bergrücken, durchschnitten von zwei Seitenthälern, gebildet. Thalboden findet sich fast keiner, nur die wilde Lutz oder Lud wälzt ihre Wasser durch den engen Runst schäumend und tosend der Ill zu. Die Folge dieser lokalen Verhältnisse ist es zum Theil, daß sich die Ansiedlungen sämmtlich in luftiger Höhe und zwar an der nördlichen Lehne befinden. Hier liegen in „sonnseitiger" herrlicher Lage die

Dörfer Thüringerberg, St. Gerold, Plons, Sonntag und Buchboden. An der „litzen" oder Schattenseite, durch den waldigen Rücken des Pfannenknecht vor dem Anprall der Winde geschützt, lagert nur der Weiler Raggal mit vollem Ausblick auf die gegenüberliegenden Nachbargemeinden. Es kann nichts Lohnenderes geben, als an einem schönen Herbsttage von Bludenz aus über den Ludescher Berg nach Raggal zu steigen oder, wenn man es bequemer machen will, von Thüringen, das am Eingange des Walserthales liegt, auf dem neu angelegten Sträßchen an der Sonnenseite von Dörflein zu Dörflein zu wandern.

Den ersten Ruhepunkt finden wir in St. Gerold. Aus dem tiefgrünen Ahornschatten ragt ein graues Gebäude auf, die altehrwürdige Probstei gleichen Namens. Die liebliche Sage erzählt, der hl. Gerold aus dem sächsischen Königshause habe sich von dem Geräusch der Welt in diese Wildnis, die damals Frasuna (Eschenheim) hieß, zurückgezogen und in einem hohlen Baume als Einsiedler gelebt. Graf Otto von Jagdberg, den eine Bärenjagd in diese Gegend trug, habe ihm dann ein Stück Wald geschenkt, um sich eine Hütte bauen zu können. Als Gerold seinen Tod herannahen fühlte, sei er mit einer Hand voll Erde nach Einsiedeln in der Schweiz gereist, wo seine beiden Söhne Kuno und Udalrich als Ordensleute dienten, und habe dort die Erde auf den Altar geschüttet zum Zeichen, daß er sein Besitzthum dem Stifte Einsiedeln vererbe. Bald darauf starb er. So die Sage. Das beschenkte Kloster ließ nun die Wälder lichten, zog Ansiedler dahin und errichtete die gegenwärtige Probstei.

Neben dem klösterlichen Gebäude steht noch die Kirche mit zwei schönen Altarbildern und einige Gehöfte. Wenn wir dieselben betrachten, so werden wir einen ganz eigenen Typus darin finden, wie wir ihn sonst in Vorarlberg, soweit wir es

kennen gelernt, nicht beobachteten. Noch mehr Verwunderung flößt uns die Tracht der Bewohner, besonders des weiblichen Theiles derselben, ein. Man kann in der That keine originellere, aber auch keine häßlichere finden. Die Weiber tragen feuerrothe Lodenröcke und feuerrothe Strümpfe. Auch das kaum handbreite Mieder ist entweder feuerroth oder grünroth. Darüber legt sich die blendendweiße Krause, Libli genannt, welche Halsbedeckung oft durch ein zusammengerolltes schwarzes Tuch, dessen Zipfel rückwärts hinabfallen, ersetzt wird. Auf dem Kopfe tragen sie eine runde Pelzhaube, Brämkappa genannt, oder ein feingesticktes weißes Häubchen aus breiten Spitzen, die wie ein Lampenschirm allwärts über Stirn und Flechten fallen. Doch das wäre Alles zu ertragen. Das Schlimme aber ist, daß die Taille sich nicht an den Hüften, sondern über dem Busen befindet, wodurch der ganze Körperbau in geradezu unsagbarer Weise verunziert wird. An Werktagen werden die hochrothen Röcke mit schwarzen Kitteln vertauscht, am Sonntagen jedoch, wenn die Leute zur Kirche gehen, leuchtet es brennroth von allen Wiesenpfaden. Die Männer tragen schwarzlederne kurze Hosen, weiße Strümpfe, eine lange Tuchweste, die in früherer Zeit hochroth war, und darüber einen langen, gewöhnlich dunkelblauen Rock. Hört man dazu noch die harte, mit eigenthümlichen Gurgellauten und Idiotismen ausgestattete Sprache der Walser, so muß man sich nothwendig fragen: Ja, wessen Stammes sind denn diese absonderlichen Leute? Das will ich nun auf dem Wege zum Hauptort des Thales, Sonntag, kurz erzählen.

Das Sträßchen dahin ist allerliebst zu wandern. In anmuthiger Steigung schlängelt es sich bald am Rande der steilen Lehne dahin und läßt den Blick frei durch das Thal und auf die jenseitige schroffe Bergseite schweifen, bald biegt es wieder

in ein schattiges Thälchen ein, in dem ein Wasser rauscht und kreischende Sägen und schnurrende Mühlgänge treibt, kurz man wandelt wie durch einen Park, der mit jedem Schritte eine neue Perspective zeigt.

Die Walser oder „freien Walser", wie sich die Bewohner des Thales nicht ohne Selbstbewußtsein nennen, gehören nicht, wie man früher allgemein annahm, dem burgundischen Stamme an, sondern sind Alemannen und haben ihre Stammesbrüder im schweizerischen Kanton Wallis. Was sie im 13. Jahrhundert, ja wahrscheinlich schon früher, veranlaßte, ihre mütterliche Erde zu verlassen und ostwärts, vorzüglich in den Vorarlberger Alpen ihre zweite Heimat zu suchen, ist noch nicht ganz aufgeklärt. Möglich, daß ihre Auswanderung mit dem Drucke zusammenhängt, den die übermüthigen Herren von Mangepan, der stolzen Zwingburg über Raron, auf die Thalbewohner ausübten; möglich aber auch, daß Ueberbevölkerung sie zur Suche nach neuen Wohnsitzen zwang. Thatsache ist, daß sie sich vom 13. Jahrhundert an im Graubündischen Davos, im großen und kleinen Walser- und Laternserthal (Vorarlberg), im hintern Lechthal und Tannberg, sowie endlich in den zerstreuten Bezirken des Silberthales und von Galthür allmählich festsetzten. Ihr Stammheiliger ist der hl. Theodul mit seinem glockentragenden Teufel, den wir schon gelegentlich unseres Montavoner Ausfluges kennen lernten. Er prangt fast in allen Kirchen als Patron und wird auch in der Pfarrkirche von Sonntag, das wir soeben betreten, verehrt. Den Namen hat der Ort wohl von der sonnigen Lage, wenn man ihn nicht damit in Verbindung bringen will, daß in früheren Zeiten nur jeden Sonntag von einem „Lütpriester" aus der Pfarre Thüringen die Messe gelesen und andere geistliche Funktionen vorgenommen werden mußten. Solche Uebertragungen von zeitlichen Bestimmungen auf örtliche sind bei Ortsbenen-

nungen nichts Ungewöhnliches. Die Kirche, die bereits im Jahre 1353 hier bestand und als die Hauptkirche des ganzen Thales angesehen werden muß, liegt weitausschauend auf der grünen Terrasse. Im Jahre 1806 riß eine gewaltige Lawine das ganze Langschiff weg, nur der massive Thurm widerstand. Jetzt schützt ein Bannwald vor ähnlicher Gefahr. Im weiter unten an der Straße liegenden Gasthaus findet man gute und freundliche Unterkunft.

Die weitere Partie von Sonntag bis zu dem eine Stunde entfernten Weiler Buchboden ist der abwechslungsreichste des ganzen Thales. Den Glanzpunkt bildet die kleine Einsattelung von Fontanella, über die der Weg nach dem einsamen Bergdorfe Damüls führt. Die herrlichen Buchengruppen, die an den Felsenpartien lehnen, die zerstreuten Häuschen in den schattigen Winkeln und auf den hellgrünen Matten, die Staffage des Volkslebens, das uns hier als pfeifenrauchende Walsermeike (Mädchen), dort als schlau dreinschauender Walser mit schwarzer Zipfelhaube über den Ohren entgegentritt, verkürzen den Weg in angenehmster Weise. Zugleich haben wir Gelegenheit, uns die Beschäftigung der Thalbewohner anzusehen und uns mit ihren Eigenthümlichkeiten, wenn auch nur oberflächlich bekannt zu machen. Wir kriegen bald heraus, daß Viehzucht und Alpenwirtschaft der Haupterwerbszweig der Walser ist. Die Kühe sind von mittlerer Größe und sehr milchreich. Die Käsebereitung (Fettkäserei) ist stark im Schwange und die großen runden Laibe gehen Ende September in starken Ladungen nach Wien, Graz, Klagenfurt ꝛc. Aehnlich den Montavonern wandern auch viele Walser als Maurer, die jüngeren als Viehhirten ins Ausland und kommen mit den ersparten Batzen im Herbst wieder heim. Ueberhaupt ist der Walser ein äußerst sparsamer, nüchterner und kluger Verstandesmensch. Nicht umsonst findet man

nicht selten den Hausspruch: „Leb vernünftig, Denk ans Künftig.“

Dabei ist er schlagfertig und witzig und ich erinnere mich noch mit Behagen, wie mich einmal in Buchboden einige Walsermegären, die ich wegen ihrer kurzen Taille hänselte, abgetrumpft haben. Schön sind sie nicht die Walserinnen und wenn ihre Stammverwandte, die schöne Chriemhild, nicht größere Reize besessen hat, so sollte mir um Herrn Siegfried noch nachträglich leid sein. Gerade in Buchboden dürfte man nicht ein hübsches Mädchengesicht treffen und der neue Pfarrer, den ich um seinen prächtig gelegenen Widdum wirklich beneide, wird das „Fensterln“ gewiß nicht eigens zu verbieten brauchen. Buchboden hat seinen Namen nicht umsonst; die Buche dominirt neben der Esche und dem Ahorn im Baumschlag. Besonders wenn man von diesem letzten Orte des Walserthales zur Lutz absteigt, um dem in der stillen Bergeinsamkeit des Madonnathales ruhenden Bade Rothenbrunn einen kurzen Besuch abzustatten, geht man das letzte Stück fast nur durch Buchenwald.

Das Bad Rothenbrunn, welches am rauschenden Madonnabach liegt, bildet für das Amphitheater rings herum aufragender Bergkolosse einen pittoresken Vordergrund. Es besteht nur aus einem wettergebräunten hölzernen Gasthause mit einem steinernen Zubau und einer kleinen Kapelle. Ein bescheidenes Gärtchen mit schattigen Bäumen und primitiven Schänktischen, eine Kegelbahn und ein paar Rastbänke vervollständigen das Bild dieser einsamen Ansiedelung. Die starke Eisenquelle, deren rother Niederschlag dem Bade den Namen gab, befindet sich etwa hundert Schritte weiter drinnen im Tobel und macht sich schon von weitem durch ihren intensiven Geruch bemerkbar. Verpflegung und Unterkunft ist übrigens recht gut und es ist daher sehr zu bedauern, daß die Thalstraße, die bis Buchboden führt,

nicht bis zu diesem Badeorte geleitet wurde. Derselbe hat jedenfalls eine Zukunft und wer die Einsamkeit eines wildromantischen Bergkessels sehen will, der scheue den Gang dahin nicht. Gegen Süden erblickt man den Würfel des „Misthaufen" und den „Madonnakopf", welch letzterer Bergname wohl mit der Volkslegende von der Auffindung des Bades durch einen armen Hirtenknaben, dem die Gottesmutter die Wunderquelle zeigte, zusammenhängen mag. Von Norden schauen die grünen Heumähder der Alpe Ischgernei (Ahornwald) in diesen Thalwinkel herein und die schroffen Zacken des Zitterklapfen mit dem Schadonasattel. Darüber steigt man, wie wir schon eingangs bemerkten, über duftende Bergwiesen in den stillen Bergweiler „Schröcken", ein lohnender Uebergang in den hintersten Bregenzerwald, den wir gewiß machen würden, müßten wir nicht wieder durchs Walserthal zurück, um unsere Wanderung durch den Walgau zu beschließen.

Wir brauchen, um den bei Straßenhaus verlassenen Schienenstrang wieder zu erreichen, nicht den gleichen Rückweg über St. Gerold zu nehmen. Denn gleich eine Viertelstunde außer Sonntag biegt bei Garsella, einem einzelnstehenden Gasthaus an der Straße, ein Seitenweg über die Lutz und führt über den Weiler Plazera in den Lasankatobel, eine von herrlichen Buchen umsäumte Schlucht, aus der der Lagutzbach milchweiß schäumend herausbricht. Er kommt aus dem almenreichen Marulthal, einem nicht beschwerlichen Uebergang ins hintere Lechthal. Jenseits der Schlucht sieht man schon hoch oben den freundlichen Ort Raggal liegen, wohl die älteste Walseransiedlung in dieser Gegend. Die Sicht auf die gegenüberliegende sonnige Thalflanke mit den grauen Klostermauern von St. Gerold ist ganz einzig zu nennen. Obwohl der Ort eine bedeutende Höhe hat, stehen doch hier noch gute Roggen- und Gersten-

felder. Auch saftige Spätbergkirschen gibt es in Hülle und Fülle, sowie in tieferen Lagen schmackhafte Aepfel und Birnen. Raggal hat, wenn wir einer angeblich im Thurmknopf der Kirche gefundenen Schrift glauben dürfen, schon im 9. Jahrhundert eine Walserkolonie gehabt, die aus dem Bezirke Raron im Kanton Wallis eingewandert sein soll. Ursprünglich gehörte die Pfarre nach St. Martin, der uralten Kirche ob Straßenhaus, seit 1587 aber ist sie selbständig. Als zweiter Patron wird auch in Raggal der hl. Theodul verehrt. Nach der Legende hat dieser Heilige vom Papste in Rom eine Glocke zum Geschenk erhalten. Da er die schwere Metallbürde allein unmöglich weiter schleppen konnte, so zwang er einen Teufel, den er von einem Besessenen ausgetrieben, ihm die Glocke über die Alpen nach Wallis zu tragen. Daher treffen wir auch überall, wo Walser wohnen, diesen Heiligen mit seinem glockentragenden Teufelchen.

Von Raggal steigt der Weg noch eine kurze Strecke über die Wiesenhalden aufwärts, dann stehen wir auf der Höhe des Ludescher Berges. Von dieser Schneide des Thalausganges haben wir den ganzen Garten des Walgaus von Bludenz bis Feldkirch zu unsern Füßen liegen. Südlich begrenzt ihn das Hochrelief der Rhätikonkette mit dem Eisplateau der Scesaplana und den blauschattigen Felsencoulissen des Gamperdona- und Saminathales, nördlich dehnt sich ein wellenförmiger grüner Höhenzug mit dem lachenden Mittelgebirge von Schnifis und Düns und den Rebengeländen von Schlins, Röns und Satteins. Als Schlußtableau gegen Westen grüßen die Höhen von Feldkirch und dahinter die ernsten Häupter der Schweizerberge. Wie ein Silberband glitzert aus dem breiten grünen Thalgrund die Ill, daneben zieht sich zwischen Reichsstraße und Fluß der schwarze Strich des eisernen Schienenweges. Er hält sich ziemlich in der Mitte des Thales, während die Dörfer und größeren Ort-

schaften sich an die Ränder und in die Buchten schmiegen. Da liegt gleich uns zu Füßen unter den Ruinen von Blumeneck das freundliche Thüringen mit den Schwestergemeinden Ludesch und Bludesch. Weiß blicken zwischen den dichten Baumgruppen die Fabriksgebäude des Schotten Douglas herauf. Eine Strecke weiter gegen Westen sehen wir aus einer ansehnlichen Häusergruppe ebenfalls mächtige Rauchsäulen aufwärts steigen; das sind die Rothfärbereien der Herren Ebner in Satteins und Ganahl in Frastanz und wieder weiter, kaum mehr erkennbar, die Getzner'sche Rothfärberei. Sollten diese modernen Hexenküchen mit ihren brodelnden Färbekesseln vielleicht in einer geheimnisvollen Beziehung zu den Rothkitteln der schönen Walserinnen stehen? Diese materielle Frage will ich hier oben, wo mir überhaupt der Rauch jedes industriellen Schlotes den reinen Naturgenuß stört, nicht beantworten; steigen wir also lieber vorerst die drei Viertelstunden zum Bahnhof Straßenhaus hinunter, von wo aus wir unsern Ausflug gemacht haben.

* * *

Noch ein viertes Thal mündet bei Bludenz aus. Es ist das von der Alfenz durchrauschte Klosterthal, das touristische Stiefkind Vorarlbergs. Wohl führt der hoch oben an der nördlichen Lehne dahinrollende Zug täglich ein halbes dutzendmal Touristen aus aller Herren Ländern durch diese sich östlich bis zum Arlberg ziehende Querfurche, aber keinen der vielen Tausende gelüstet es vorderhand, zu einem der schlichten Dörfer hinabzusteigen, die tief unten auf dem mattgrünen Thalboden gelagert sind. Nur in Dalaas, wo der Steilweg zum schönen Formarin-See hinaufleitet und die freie Gegend dem Blick weite Sicht auf die zackigen Bergformen des Rhätikon gewährt, hat

sich beim „Paradies“ ein kleines Häuflein ständiger Gäste eingebürgert. Es wird sich dieses ungünstige Verhältniß sicher mit der Zeit ändern, wenn auch der Stationen weniger sind, welche zum Besuche und zum Verweilen einladen. Jedenfalls darf man aber dem am Fuß des Arlberges liegenden Dorfe Stuben eine Zukunft als Luftcurort prophezeien, umsomehr, als es nur eine leichte Gehstunde von der Station Langen entfernt ist und seine äußerst gesunde Lage verbunden mit schönen Spaziergängen und reizenden Ausflügen es als Standquartier empfehlenswerth machen. Von letzteren sei außer dem Anstieg auf den Arlberg besonders die mühelose und lohnende Wanderung über die Zürscheralpe ins hintere Lechthal und von da nach Schröcken und in den Bregenzerwald genannt, ein Rundgang, wie er wohl schöner nicht gedacht werden kann. Nur darf man hinsichtlich des Wetters kein Pechvogel sein, denn sonst geht es schief, wie das nächste Capitel ausführlich darthun wird.

Ueber die Zürscher-Alpe nach Lech und Schröcken.

Mißmuthig saß ich in der luftigen Veranda von Stuben und sah durchs Klosterthal hinaus zu, wie sich im fernen Westen das prächtige Tableau der Scesaplana allmählich mit Regen umschleierte. Tags vorher war ich von St. Anton über den Arlberg gestiegen und wollte nun über den Christberg ins Montavon. Der eiskalte Wind, der schon nachts an meinen Fenstern rüttelte, und den mir die besorgte Frau Postmeisterin als den „Heiterer" — lucus a non lucendo — erklärte, gab nicht viel Hoffnung, um so weniger, als über das Arlbergjoch graues Wolkengeschwader herangebrochen kam; wenn aber einmal der „Tirolernebel anstïcht", dann gibt es, das wußte ich, Landregen. Für eine Ferienpartie eine recht tröstliche Aussicht! Um mir die Zeit bis zum Mittagessen zu vertreiben, nahm ich meinen Plaid und machte mich auf den Weg zu dem eine halbe Stunde entfernten Wasserfall, den der von der Zürscher-Alpe herabkommende Stubenbach bildet. An ihm vorbei führt nördlich ein Karrenweg über die Alpe ins hintere Lechthal.

Der Wind blies immer heftiger und warf mir hie und da einen verirrten Tropfen ins Gesicht. An den Mähdern rechts

und links vom Wege war alles mit dem Eintragen des Bergheues beschäftigt und die feuerrothen Walserkittel der Dirnen leuchteten wie „brennende Lieb'" von den mattgrünen Lehnen. Der Wasserfall ist nicht übel, besonders wenn man den Anstieg über das Steingeröll nicht scheut und ihm mehr an den Leib rückt. Um ihn auch von oben zu betrachten, stieg ich den steilen Zickzackweg an seinem linken Rande hinauf, bis ich am Ende der Schlucht stand und Umschau hielt*). Der Rückblick auf die Gegend und das unten liegende Stuben ist wirklich allerliebst. Der Silberlauf des Stubenbaches, der sich bis zum Dorfe verfolgen läßt, dort die Arlbergstraße, die sich wie ein grauer Wurm in Windungen gegen das Joch zieht, und über dem Thalkessel der Hintergrund des grünen Maroijöchels und seines übergletscherten Nachbars, des Kaltenberges, runden sich zu einem ganz wirkungsvollen Bilde ab.

Doch sieh, dort über die südliche Bergkette hin bläuliche Streifen! Zugleich merkte ich, daß der eiskalte Nordwind sich in eine südliche Luftströmung verwandelt hatte, die mich ganz warm anwehte. Ja, das ist ja mein guter alter Freund, der Scirocco, rief ich mit Galgenhumor aus, mein Speciallieblіng, der mir mit seinen nerven- und nierenerregenden Huldbezeugungen das Leben in Innsbruck — versüßt. So höre denn unleidlicher Brausekopf! Alles, was Du seit Jahrzehnten an meinem armen Schädel gesündigt, all die tausend Flüche, die du mir entlockt, alle Zärtlichkeiten, die mein liebes Weibchen

---

*) Dieser Weg „über den Flexen", der besonders im Winter wegen der Lawinen äußerst gefährlich ist und schon viele Menschenopfer forderte, wird schon mit dem nächsten Jahre veralten, indem der Bau der neuen hochromantischen Straße, die jenseits des Baches von der Rauz aus über das Gafon und Hölltobel die Höhe des Flexenpasss gewinnt, bereits in Angriff genommen wurde.

beim Morgenkaffee zu kosten bekam, sie seien dir vergeben, aber jage mit deinem unwirschen Besen, mit dem du Innsbrucks Gassen auszukehren pflegst, jenes „graue Gewimmel“ fort, das mir den sonnigen Himmel und die Bildergallerie jener Berghäupter verhängt. Und der Windbeutel gehorchte. Bald ward der graue Wolkenvorhang da und dort aufgerissen und seine Fetzen jagten wie besessen über das Thal. Die Sonne brannte mit stechendem Glanze herab und gab der Landschaft Farbe und Leben.

Vergnügt stieg ich aufwärts.

Bald stand ich auf der Höhe, auf einer weiten grünen Alpenmatte. Um mich blühten Rhododendren, großglockige Gentianen und duftende Bergkamillen; zwischen den kurzgespitzten Grashalmen sonnte sich halboffen die dürre Wasserdistel. Vor mir stiegen in der Ferne neue Berge auf mit zackigen Formen. Das sind die Lechthaler, jubelte ich, und eilte weiter. Mich hatte ein förmliches Wanderfieber ergriffen. Alles, was hinter mir lag, das bestellte Mittagessen in Stuben, meine Reisetasche, mein Stock und Regenschirm kümmerte mich blutwenig; floß nicht um mich der warme goldene Sonnenschein und die prickelnd kühle Luft der Alpenregion? Der Weg führt nun eben über den breiten Sattel weiter. Rechts und links ziehen sich bis zu den starrenden Schrofen herrliche Weideplätze mit klingendem Hornvieh hinan und grasreiche Bergwiesen. Ueberall sah man an den steilen Lehnen die Leute mähen und die geschwungenen Sensen im Sonnenscheine herabblitzen. Von weiter oben klang Glockengebimmel herab und das helle Juchezen der Hirtenbuben. Bald lag eine Anzahl von großen und kleinen Häusern und Sennhütten vor mir, in der Mitte ein kleines Kirchlein Es war die Zürscher-Alpe. Sie macht den Eindruck eines kleinen Bergdorfes und ist in weitem Umkreis mit einer Hürde um-

geben. Als ich durch das Gatter eintrat, gab die Glocke gerade das Zeichen zum Mittagessen und nun kamen von allen Lehnen die hungrigen Mäher und Dirnen herabgestiegen. Weiter entfernten Heuern wird das Essen zugetragen. Ich ging auf das erste Gehöfte zu und war nicht wenig erstaunt, über der Thür einen ganz sinnigen Hausspruch zu finden, gewiß einen der höchst angebrachten, denn die Alpe liegt nahezu sechsthalbtausend Fuß über dem Meere. Er lautet:

Dieses Haus gehört jetzt zwar mein,
Bald wird es einem andern sein.
Meine Wohnung ist dann der Todtensarg,
D'rum sei mit Deiner Seele ja nicht karg.

Daneben steht die Hausnummer 82. Diese Häuser und Hütten gehören nämlich nach Lech hinab und sind nur während des Sommers bewohnt. Nach Johanni zieht man hinauf und nach Michaeli wieder hinunter. Dann steht das Alpendorf verlassen, die Häuser geschlossen, keine Seele bleibt zurück. In der Kapelle wird nur zweimal während dieser Zeit Messe gelesen; zum Sonntagsgottesdienste gehen die Leute nach Lech hinab. Unweit des Kirchleins steht das primitive Gasthaus „Zürsch". Ich trat ein. Das Erste, was ich erblickte, war ein Rudel Kinder, die mit rothen Backen wie Rosmarinäpfel in der Küche um einen Tisch herumknorzten und ihre „Sausa" aßen. Dieses ist eine Art warmer Suppe, bestehend aus Zieger, den man vom Fettsennen gewinnt und kocht. Es schmeckt ganz angenehm. Da mir der Wein, den mir die Wirthin brachte, nicht mundete, so ließ ich mir ein Glas Milch geben und aß Käse dazu. Das derbe Weizenbrot, das mir vorgesetzt wurde, heißt Schildbrot und hat eine ganz eigene Form. Es wird heroben gebacken, ebenso die schweren Roggenlaibe. Schlimm steht es mit dem Holz. Da der Vorrath an Zundern ringsum

schon längst erschöpft ist, muß es im Winter mit Schlitten von tiefer heraufgeholt werden. Nachdem ich mein frugales Mittagsmahl verzehrt hatte, warf ich einen prüfenden Blick zum Himmel und machte mich auf den Abstieg nach Lech. Man geht in einer leichten Stunde hinab. Der Weg führt zuerst noch ein kleines Stück eben über den Sattel hin, dann rasch abwärts. Unser neuer Reisebegleiter ist der Zürschbach; der Stubenbach ist uns schon vor der Alpe, wo er hoch oben unter der Roggalspitze seinen Ursprung hat, aus den Augen gekommen. Ersterer hüpft in muthwilligen Sätzen, besonders beim sogenannten Stutz zwischen den Felsblöcken dem Lech zu und gibt oft mit den einsamen Tannen am Wege ganz stimmungsreiche Motive. Nach einer halben Stunde sieht man linkerhand die Schröfle- und dann die Wiesele-Alpe mit prächtigen Heerden. Ein schöner Wald nimmt uns auf, bis wir durch die Lichtung hellgrüne Wiesen schimmern sehen.

Dieser letzte Abstieg ins Lechthal, oder besser gesagt, nach Tannberg ist ganz einzig. Linkerhand hat man die tiefe Schlucht, in der thurmhoch unten der Zürschbach zischt und braust, vor sich die übergrünte nördliche Flanke des Lechthales mit den zerstreut daliegenden Bauerngehöften, ringsherum Baumgruppen, weiß blinkende Kapellen, anmuthige Wiesenpfade und über all dieser grünen Herrlichkeit die schroffen zackigen Felsenkämme. Wie diese Spitzen alle heißen, kümmerte mich sehr wenig; ich eilte mit beschleunigten Schritten rasch abwärts dem Dörflein zu, das mir von der Thalsohle „Grüß Gott!“ herauf winkte und den bescheidenen Namen Lech trägt. Es liegt auf der grünen bachdurchrauschten Matte mit seinem Kirchlein und den herumstehenden Gehöften wie ein hingestelltes Spielzeug da, geradeso, als ob der liebe Herrgott den Griff in eine Grödner Spielschachtel gemacht und das niedliche Zeug ausgestreut hätte.

Die Häuser — wie soll ich nur diesen Typus nennen — sind größtentheils von Holz mit steinernem Unterbau. Viele tragen den benannten alemannischen Schindelpanzer und steinbeschwerte Holzdächer. Neben der Kirche hat der Teufel wie gewöhnlich ein artiges Wirthshaus hingebaut, welche Provenienz die Bewohnerschaft nicht beeinflußt zu haben scheint. Denn so herzensgute, freundliche Leute sind mir nicht bald untergekommen. Man ist hier auf das Beste aufgehoben und wohlfeil und gut verpflegt. Bier — Bludenzer „Millionenwasser" — Wein und Kaffee waren exquisit und die Betten, die ich mir zu visitiren erlaubte, sauber und gut. Ueberhaupt kam auch hier wieder die sprichwörtliche alemannische Reinlichkeit zum Ausdruck. Alles ist blank geputzt und gescheuert, vom großen Ahorntisch bis zum letzten spiegelhellen Fensterglas.

Weniger erfreulich war die Wahrnehmung, die ich leider machen mußte, daß sich nämlich der Himmel bereits wieder stark umwölkt hatte. Sollte ich nun auf dem gleichen Wege zurück, was sich allerdings in drei Stunden leicht machen ließ? Mein Plan ging dahin, meinen Weg durch das Kälberthal und das Stierloch oder über den Spullersersee zu nehmen, nach Danöfen oder Klösterle abzusteigen und dann mit der Bahn nach Stuben zu meinem Ranzen zurückzukehren. Dieser Weg erfordert jedoch, wie man mir sagte, fünf Stunden, und Führer waren heute, da alle Leute mit der Heumahd beschäftigt waren, keine aufzutreiben. Zudem war es schon spät nachmittags und von Westen zog ein bedenklicher Strichregen her, der den Marsch durch dieses rauhe Thal nicht räthlich erscheinen ließ. Der Weg über den Formarinsee und am Saladinkopf vorbei wäre noch weiter gewesen und durchs Lechthal auswärts nach Stög oder Elbigenalp, daß Gott erbarm', wo denk' ich hin . .

Während ich mich mit der Frau Wirthin über diesen

fatalen Punkt besprach, klapperten im Hausflur Bergschuhe und ein schlank gewachsener Tourist trat ein. Er bestellte ein Seidel Wein und ein paar hart gesottene Eier. Aus dem Umstande, daß er sich seiner Habseligkeiten kaum entledigte, schloß ich, daß er hier nur einen vorübergehenden Unterschlupf genommen habe und bald wieder weiter wolle. Ich wagte daher die schüchterne Anfrage an ihn, was sein Reiseziel sei.

„Nach Schröcken", war die Antwort, „streben Sie vielleicht auch dahin, dann gehen wir mitsammen".

„Einverstanden," rief ich „heda Frau Wirthin, schauen Sie, daß ich ein oder zwei Paar wollene Socken bekomme und einen alten Regenschirm, ich gehe nach Schröcken."

Die gute Frau sah mich zuerst ganz verdutzt an, als ob sie sagen wollte: „Aber bei diesem Wetter", dann verschwand sie, um mir nach einigen Minuten das Gewünschte zu bringen. Nun die Socken gingen an, was aber den brennrothen Regenschirm anbelangte, so übertraf er die kühnsten Erwartungen. Geschlossen war er großbauchig wie ein Luftballon, beim Aufspannen aber krachte er wie eine alte Bettstatt. Kurz es war ein wunderbarer urrhätischer Regenschirm. Unterdessen fing es draußen zu platschen an, als ob eine Sintflut hereinbrechen wollte.

„So bleiben Sie doch da über Nacht", mahnte die Frau Wirthin.

„Es geht nicht", antwortete resolut der Fremdling, ich muß heute nach Schröcken und morgen nach Obersdorf, weil ich ein — Stelldichein habe."

Ihn trieb das Stelldichein, mich aber ein innerer dunkler Drang, nenne man es nun Aberteuerlust oder nur keck heraus damit — Unsinn. Richtig, da war es, Unsinn — Dummheit. Warum soll man aber auch nicht einmal eine Dummheit machen,

wenn man das ganze Jahr so immens viel gescheidtes Zeug zusammengeschwatzt? Und sind denn die dümmsten Leute nicht die Glücklichsten? Kennt ihr nicht die schöne Historie vom Hans im Glück? Wir sind ja bald alle so gescheidt, daß wir vor lauter Blasiertheit und Reflexion gar nichts mehr genießen können. Und dann, wer weiß es denn, ob ich nicht mit einem großen Schauerroman beschäftigt bin und auf diese Weise der Natur eine packende Effectscene ablauschen will oder ob nicht ein tiefer Liebesgram meine Brust zerwühlt, ein Gigantenschmerz, der mich ruhelos von dannen treibt und in diesem „Schreckensgang“ eine gewisse Befriedigung und Linderung findet? Also hoch lebe die Dummheit! Die Uhr schlug halb Sechs, da brachen wir auf.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast, ohne Ruh.

Nun schneite es zwar noch nicht, dafür aber trommelte der Gußregen auf meinen urrhätischen „Schattenspender“, daß man das eigene Wort nicht verstand. Er war offenbar Jahrzehnte nicht mehr gebraucht worden, denn der schwere hochrothe Baumwollstoff war strohtrocken, so daß ich bald mit einem feinen Sprühregen ganz übergossen war. Als er sich jedoch vollgesogen hatte, schützte er wie ein Asphaltdach.

Wir stiegen rüstig den Lech entlang thalauswärts. Nach einer Viertelstunde biegt ein Seitenpfad ab und leitet in strenger Steigung in ein kleines Thälchen, das sich nordwestlich hinaufzieht und von einem ungeberdigen Zubächlein des Lech durchrauscht ist. Linkerhand steht dunkler Wald, rechts ziehen sich steile Bergwiesen hinan. Nach einer Stunde scharfen Aufstieges

gelangt man zur Alpe Auenfeld, die mit zwei Sennhütten auf dem Sattel daliegt und bei heiterem Wetter eine ganz vergnügte Sommerfrische bieten mag. Aber heute gewährte sie ein trauriges Bild. Melancholisch standen und lagen die Kühe regungslos auf dem nassen sumpfigen Boden und glotzten uns mit zugezwinkerten Augen wiederkäuend an. Ein Bächlein, erst fadendünn, dann breiter, das westwärts abfließt, sagte uns, daß wir die Höhe überschritten hätten und ins Quellengebiet der Bregenzer Ache, die hier entspringt, eingerückt seien. Nun geht es noch eine Zeit lang fast eben fort, dann biegt der Pfad plötzlich in starkem Gefälle scharf nach Norden ab. Wir stehen vor dem Bergkessel von „Schröcken."

Es ist ein ganz wunderbarer Anblick, wenn man auf dieser Warte steht und dann hinunter in die von Bergriesen umstellte Tiefe sieht. Statt dessen lag heute eine Nebelwand vor uns, die hinab und hinauf das Bild verhängte. Und doch hatte auch dieses seinen Reiz. Denn bisweilen riß die blendend weiße Gardine und eine majestätische Spitze kam zum Vorschein oder ein Stück Wald oder ein grüner Wiesenfleck mit einem Häuschen.

Am großartigsten ist der Blick in die Schlucht linkerhand, in deren schwindelnder Tiefe die junge Ache tosend sich durchzwängt. Je mehr wir den Wald absteigen, desto breiter wird der Weg. Ein paar Saumrosse, mit Eßwaaren für die Alpe beladen, kamen keuchend uns entgegen; die Treiber sagten uns, daß wir in einer Viertelstunde in Schröcken seien. Es war auch höchste Zeit, denn schon dämmerte es bedeutend und ein Waldweg im Dunkeln hat immer seine Fährlichkeiten. Endlich, horch, Glockenton und sieh, durch eine Tannenlichtung sahen wir das ersehnte Nestchen auf einer grünen Matte wie auf einem Sammetkissen vor uns liegen, ein Cabinetsbildchen, werth

von Mutter Natur als Medaillon getragen zu werden. Mit einem hellen Juchezer begrüßten wir unser Reiseziel. Im Sturmschritt ging es nun hinunter, in zehn Minuten standen wir schweißtriefend vor dem traulichen Gasthaus.

Das Kirchlein mit dem Widdum und noch ein paar Häusern liegt auf einem mächtigen, von tiefgewühlten, bergwasserdurchrauschten Schluchten umgrenzten Felsstock, der sich aus dem engen Thalkessel erhebt. Ringsherum stehen in grotesken Formen wie Riesenwächter imposante Bergcolosse, im Norden der gewaltige Widderstein, den man eigentlich nicht sieht, gegen Westen das Rothhorn und die domartige Künzelspitze, im Süden die Mohnfluh und das zackige Karhorn.*) Dunkler Fichtenwald mildert den Uebergang von dieser friedlich grünen Oase zu den in finsterer Majestät aufragenden grauen Gebirgsmassen. Von allen Seiten fallen über die steilen bewaldeten Böschungen weißschäumende Sturzbäche herunter, die ihr Naß der rasch dahineilenden Aache zuführen. Eine wildschönere und interessantere Gegend kann es kaum geben, aber „Schreckvolles", wie ein Reiseschriftsteller dem andern nachschreibt, konnte ich in dieser romantischen Bergidylle nichts finden, selbst nicht im Halbdunkel dieses regnerischen Spätabends. Der Name „Schröcken" mag zu dieser Anschauung etwas beigetragen haben. Der hat aber mit dieser Auffassung nichts zu thun, denn „Schrecken" oder richtiger „Schröcken" bedeutet einfach einen Sprung, Riß, Felsenspalte, was auch der Lage des Ortes ganz entspricht.

Während ich in meiner Naturduselei vor dem Gasthause nach allen Weltgegenden spähte und mich trotz des Negliges der Landschaft nicht satt sehen konnte, hatte es sich mein mehr rea-

---

*) Die Generalstabskarten und die Reisehandbücher schreiben ganz fälschlich Aarhorn, sowie sie Danöfen statt Danöfnen drucken.

listischer Reisegefährte bereits bequem gemacht und saß im Schlafrock und warmen Pantoffeln, die er sich vom Wirth entlehnt hatte, behaglich zigarrenrauchend vor einem Glase Wein. Ein junges, schönes, schwarzhaariges Mädchen, das sich später als der Wirthin Töchterlein entpuppte, machte die freundliche Hebe. Ueber dem zarten Gesichtchen lag ein leiser Zug von Schwermuth, der den Reiz der Erscheinung noch erhöhte. Bis das Essen fertig war, nahm ich Zimmervisitation vor. Mein erster Blick galt einem alten staubigen Barometer, der in einer Fensternische hing und auf „beständig schön" wies. Draußen klatschte der Regen an die Scheiben, daß es eine wahre Schande war. „Nur heraus über Nacht mit dem nassen Zeug", dachte ich, „die Morgensonne wird eine sauber gewaschene Landschaft bescheinen." Nach dem Nachtmahl, das recht schmackhaft war, machte ich mich rasch zu Bette, schon im Vorgefühl des Genusses, den mir der duftige Morgen bereiten werde. — —

Der Silberklang des Glöckleins vom nahen Kirchlein weckte mich aus dem Schlummer. Zugleich kitzelte noch ein ganz anderer Ton mein Ohr „ganz nahe wie rieselndes Rauschen". O du süßes melodisches Brunnengeplätscher! Hu! was war das für ein wimmernder Sauselaut am Fensterverschluß, wie das Fauchen einer Wildkatze. Ich sprang aus dem Bett und riß Vorhang und Fenster auf. Da fuhr mir Wind und Regen gleich einer wilden Meute ins Gesicht, daß ich wüthend das Fenster zuschlug. Sprachlos starrte ich hinaus. Alles, Berge, Wälder, Wasserfälle, Almen, kurz Alles war mit grauschwarzen Wolken verhängt. Verschwommen flimmerte durch die weißen Regenschnüre in undeutlichen Formen das Kirchlein herüber und der Widdum und die paar Weiber, die mit über den Kopf geschlagenen Röcken eben von der Frühmesse kamen.

„Kaffee", donnerte ich hinunter in die Küche.

„Bitte, wünschen Sie auch Butter und Honig?“ flötete eine engelsanfte Stimme.

„Ja, süßes Herz“, antwortete ich, entwaffnet von diesem holden Morgengruße, „ist der andere Herr schon auf?“

„Ja, der ist schon seit einer halben Stunde abgereist über Hochkrumbach; er läßt . . “

„. . . der Lord läßt sich

Entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich“, ergänzte ich mit bitterem Humor und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Ich kam mir vor wie ein verlassener Gefangener, etwa wie Napoleon auf St. Helena, oder Prometheus am Felsen des Kaukasus, mit dem Geier des Unmuths an der Leber. Eingeregnet! Und sage in Schröcken, auf diesem weltabgeschiedenen übergrünten Felsen, von dem man sich bei Regenwetter den Ausweg in den Bregenzer Wald nur durch halbschuhhohen Letten erkämpfen kann.

Unter solchen Verhältnissen weiter zu wandern, wäre Wahnsinn gewesen. Ich ergab mich daher in mein Schicksal und versuchte, mich in meinem Internierungs-Rayon zurecht zu finden. Vormittags besuchte ich das Kirchlein, das wenig Interessantes bot; dann lauschte ich im Regen den schwermüthigen Weisen eines Physharmoniums, welche aus einem Fenster des Pfarrwiddums drangen. Dann machte ich unter meinem schönen, hochrothen Fallschirm eine Promenade um die Grenzen meiner Felseninsel und schaute und hörte den Wassern zu, wie sie, durch den Regen verstärkt, über die Hänge herabdonnerten. Kam ich dann ins Gasthaus zurück, so plauderte ich mit der Frau Wirthin am Herdfeuer und führte mit dem schönen Töchterchen anmuthige Gespräche über dies und das. Eine gute Zeit verstrich auch mit der Durchsicht eines Pakets der schönsten — o Ironie! — photographischen Ansichten von und um Schröcken.

So ging es einen Tag ganz leidlich; „der andere folgte ihm nach.“ Am dritten Tag zeigte sich gegen Westen ein blaues Fleckchen. Ich eilte zum Barometer. Er stand auf Regen. „Bist du doch ein Lügenprophet, wie alle andern deines Zeichens“, höhnte ich. „Als dieses Schandwetter eintrat, standest du auf „beständig schön“ und jetzt, da es sich zum Bessern wenden will, zeigst du „Regen“ an“. Zur Frau Wirthin aber gewendet, sprach ich: „Sie, dieser Barometer zeigt ausgezeichnet, nur muß man ihn umgekehrt aufhängen.“

Eine Stunde darauf leuchtete allseits der blaue Himmel und die Sonne beschien einen thalauswärts wandernden Gesellen mit einem hochrothen Schattenspender; Schröcken aber hatte um einen Narren weniger.

Ueber Sibratsgfäll ins kleine Walserthal.

In den Hausgärten von Schwarzach blühten noch späte Astern und von den Bäumen in den Fruchtangern flockte das falbe Laub, als ich die Straße durch das Schwarzachtobel hinanstieg, um auf diesem kürzesten Wege in den geliebten Bregenzerwald zu gelangen. Der feine Nebel, der mich noch unten umspann, verschwand, als ich die Höhe von Alberschwende erreicht hatte, und der milde Herbstsonnenschein zeigte mir das herrliche Landschaftsbild, das sich dem Wanderer bald außerhalb des genannten Dorfes darbietet, im schönsten Lichte. Beim „Krönele", einem einsam stehenden Gasthause zwischen Alberschwende und Egg, bog ich links ab und eilte auf dem etwas unwirthlichen Wege nach Lingenau und von da nach Hittisau.

Ich hatte diesmal meine eigenen Reisepläne.

Vom Bregenzerwald besucht man gewöhnlich nur die westlichen Partien, die rechts und links von der Ache liegen, das freundliche Egg und das liebliche Andelsbuch, die Idylle von Schwarzenberg und das friedlich hingebettete Bezau. Höchstens, daß der Wanderer noch bei seinem Marsch auf den Tannberg oder nach dem großen Walserthal den weiten Kessel von Au berührt oder von Egg aus zum reizend gelegenen Hittisau hinaufsteigt, um bei guter Luft und guter Verpflegung seine Ner-

ven ausruhen zu lassen. Alles Andere, was östlich von dieser Route liegt, bleibt den Meisten ein unbekanntes Land. Selbst der treffliche Tirolerführer von Amthor läßt diese Gegenden unberücksichtigt. Und doch bergen gerade diese abseits gelegenen, weniger bewohnten Bezirke des „Waldes" eine Fülle landschaftlicher und culturlich interessanter Schönheiten. Ich meine da z. B. das Leckner- und Balderschwangerthal, welche die Brücke ins baierische Algäu bilden, und vor Allem die stillen Winkel von Sibratsgfäll und Schönebach, die sich einerseits östlich gegen das kleine Walserthal hinziehen, andererseits südlich nach Au und Schnepfau führen. Es sind dies die großen Pürschbezirke adeliger Herren, größtentheils aus Baiern, der letzte Rest des mächtigen Jagdgebietes, welches einst die Grafen von Montfort besaßen. Daher haben auch zahlreiche Berg- und Ortsnamen eine Beziehung zum edlen Waidwerk, wie Jaghausen, Schnepfau, Schnepfegg, Hirschau, Hirschegg, Hirschgunt, Bärengath, Sausteg ꝛc.

Also in diese einsamen östlichen Jagdbezirke des inneren Waldes zog es mich. Ich hatte nur noch zwei Tage zu vergeben und so wird man begreifen, daß ich mich in Hittisau nicht lange aufhielt, sondern nach Verspeisung von einigen Eiern sofort auf den Weg nach Sibratsgfäll machte. Mein Begleiter war ein kleiner Knirps von zwölf Jahren. Er trug mein Reisetäschchen nebst Ueberzieher und gab sich komische Mühe, mit meinen weitausgreifenden Beinen im gleichen Schritt zu marschiren. Der Weg zieht sich zuerst auf der Balderschwanger Straße nach Osten. Linkerhand hat man die grünen Grasböden des Häderich, der sich stufenweise über dem fischreichen Lecknerthal aufbaut, und die Abhänge des Hochgrat, seiner östlichen höheren Fortsetzung; geradeaus grüßen die Alpenmähder des Ochsenlager, der Blick nach rückwärts erschaut sogar einen Streifen des Bodensees.

Nach einer leichten Stunde gelangt man zu einem einzeln stehenden Gasthaus, Dornbünd genannt. Da ging es lebhafter her. Eine zahlreiche Jagdgesellschaft, Jäger, Treiber, Hunde, bewegte sich theils innerhalb, theils außerhalb des Hauses. Im Schoppen zuvor sah man durchs offene Thor fünf bis sechs Stück mächtiger Hirsche mit abgetrenntem Geweih hängen, wahre Prachtexemplare, von der Jugend eifrig begafft und von einem der Jagdherren, einer stattlichen Erscheinung, mit sichtlicher Befriedigung inspicirt. Es war dies sicher dieselbe Jagdgesellschaft, deren Namen ich eine Woche vorher im Fremdenbuch von Schönebach eingetragen fand, ein Baron Sulzer, ein Graf Oberndorf, ein Herr v. Schrattenbach u. A.

Hier biegt nun rechts die neue Straße über den „Sausteig" nach Sibratsgfäll ab. Der Name „Sausteig" ist wohlverdient, denn die Gewinnung dieses Höhenzuges war auf der alten Straße für „Roß und Leute" höchst anstrengend. Daher trug auch ein Triumphbogen, der anläßlich der feierlichen Eröffnung der neuen Straße angebracht war, die bezeichnende Travestie der Gilm'schen Verse: „Des Fuhrmanns Schrecken und der Rosse Qual". Wir gingen noch ein Stück auf der alten Straße weiter. Diese Partie des Weges ist ziemlich einsam und von keinem Gehöfte belebt. Hie und da im Gebüsch an der Straße der Pfiff einer Meise, sonst hörte man nur den Tritt unserer Schuhe. Doch sorgte ein glücklicher Zufall für eine interessante Staffage. Von fernher drang dumpfes Glockengeläute immer näher und näher. Es war Alpenvieh, das mit blumenbekränzten Stirnen zu Thal zog. Der „Hegel" (Stier) mußte die schweren Ketten tragen. Nach einiger Zeit verläßt man die Balderschwanger Straße und steigt über den erwähnten „Sausteig" zur Höhe, wo man bald zum Ausgang der neuen Straße gelangt. Damit thut sich zugleich ein neues Thal auf,

das Suberstʰal, an dessen östlicher Absenkung **Sibratsgfäll** liegt. Darüber erhebt sich der Feuerstätter, in der Ferne erblickt man sogar den Hochvogel. Bald kommt auch die Kirche von Sibratsgfäll zum Vorschein mit den wenigen Häusern, die dazu gehören. Eine ganz originelle Gegend, eine von Bergen umstellte Thalweite, durch die tief unten der Bach braust. Gegen Süden fällt vor Allem der langgestreckte waldige Rücken der „Winterstauden" auf, die sich nordöstlich von Bezau erhebt, links von ihm zieht sich der Weg nach Schönebach hinab. Weiter östlich ragt der imponirende Diedamskopf empor und das Felsenplateau des hohen Ifen. Durch die westlichen Bergkoulissen erblickt man über Hügelland in der Ferne den aussichtsreichen Grat des Hochälpele.

Das erste Haus rechts im Dorfe ist das Wirthshaus „zum Hirschen", ein geschmackvoll construirtes Gebäude, behäbig und nett. Wenn man zweieinhalb Stunden ordentlich gegangen ist, thut eine Erquickung noth. Die Kellnerin war ein bildsauberes Mädchen von Zucht und freundlichen Manieren. Ihre Wiege stand übrigens nicht hier, sondern in Hittisau. Sie fragte mich gleich, ob ich übernachten wolle, was ich sanft erröthend verneinte. Ihre Frage war insofern berechtigt, weil ich mich nach den Betten erkundigt hatte. Es ist ja immer gut zu wissen, ob man nöthigenfalls in einem solch abgelegenen Orte Unterkunft erhalten könne, auch wenn man kein Jäger ist. In der That sind im oberen Stock in allerdings primitiven, aber reinlichen Zimmern recht gute Matratzenbetten vorhanden. Auch die Wirthsstube macht einen äußerst gefälligen Eindruck. Für den Durst sorgte Bier vom Mohrenbräu in Dornbirn; auf dem sauberen Tisch lag Brod und ein Paar sogenannter „Landjäger". Da ich kein Freund dieser Sorte von Würsten bin, überantwortete ich letztere sofort meinem jungen Reisebegleiter,

ich selbst hatte noch weder den rechten Appetit noch den rechten Durst. Und warum? Ich hatte nämlich gehört, daß in der etwa anderthalb Stunden weit entfernten „Schrine“, welches Gasthaus schon jenseits der Grenze liegt, baierisches Bier geschänkt würde. Da man nun in diesem Jagdwirthshaus, wie ich vernahm, auch gut übernachten kann, vorausgesetzt, daß nicht gerade eine Pürschgesellschaft die Plätze voreingenommen hat, so keimte schon jetzt in mir der geheime Gedanke, dahin zu marschiren, umsomehr als die Zeit noch nicht vorgerückt war.

Beschleunigt wurde diese Idee durch ein unerwartetes Ereignis. Es ließ sich nämlich plötzlich im Gange draußen und vor der Thür lautes Getrampel vernehmen, die Thür flog auf und der ganze Jogdzug, den ich in Dornbünd nur gestreift hatte, kam wie ein Trupp beutegieriger Landsknechte hereingezogen. Sie waren, wie ich mir sagen ließ, auf dem Marsch hieher, um einen „neuen Trieb“ anzusetzen“. Bald hatte sich die Stube mit Jägern gefüllt. Das Gedränge durcheinander, die blanken Gewehre, deren Läufe mir immer vor der Nase herumblitzten, machte mir keinen behaglichen Eindruck. Darum zahlte ich sofort, gab meinem Miniaturträger eine Entlohnung und verabschiedete mich. Draußen vor der Thür gewährten die Truppen der Treiber ein äußerst bewegtes Bild. Die strammen Burschen, theils sitzend, theils auf ihre Bergstöcke gestützt, nahmen sich in ihren grauen Joppen, schwarzen Lederhosen und grünen Stutzstrümpfen, welche die Knie frei ließen, und mit den zerknüllten grünen Jägerhüten ganz prächtig aus. Das war ein Scherzen und Lachen und ein Gebell der angekoppelten Hunde!

Wie aber, wenn dieses zwei- und vierbeinige Völklein seinen Trieb bis in die „Schrine“ ausdehnen und am Ende sogar dort übernachten wollte — dann war es mit meinem Schlaf alle. —

Ich warf einen prüfenden Blick zum Himmel; er spannte sich in wunderbarer Reinheit über die duftige Herbstlandschaft. Nun im ärgsten Falle konnte ich ja wieder nach Sibratsgfäll zurück, also vorwärts! Doch zuvor schaute ich noch eiligst ins freundliche Kirchlein, das wenige Schritte vom Gasthaus einladend dasteht. Es ist klein, aber hübsch und sauber. In den Ecken der blanken Stühle steckten die hellen Kirchenfahnen. Der Hochaltar zeigte das Bild des heiligen Michael, der den Drachen bezwingt, der linke Seitenaltar den hl. Antonius, der rechte den Schutzengel. An der Brüstung des Chores standen die beherzigenswerthen Worte des Psalmisten: „Glückselig der Mann, der nach dem Rathe der Bösen nicht vorgeht." Der Friedhof sah, wie die meisten in Vorarlberg ziemlich vernachlässigt aus. Die schwarzen Todtenkreuze trugen fast sämmtlich als Schmuck eine Stickerei aus Glasperlen. Von Versen fand ich nur einen auf dem Grabstein des Josef und der Anna Dorner.

Rechts von der Kirche stehen noch drei, vier Häuser. Die anderen zu dieser kleinsten Gemeinde des „Waldes" gehörigen liegen weitum zerstreut. Beim letzten linkerhand am Wege fragte ich, wem das gehöre. „Da sei der Vorsteher" war die Antwort. Dieser eliptische Gebrauch der verbindenden statt der anzeigenden Art, wo stets ein „sagt man" hinzuzudenken ist, findet man fast überall in den Alpen. Noch ein Punkt erregte meine Aufmerksamkeit, nämlich eine Ziege, die ein hölzernes Gestell in Form eines gleichschenkligen Dreieckes um den Hals trug, was sehr komisch aussah. Sollte sich dieses vierbeinige weibliche Wesen eines hochnothpeinlichen Verbrechens schuldig gemacht haben? Diese Vorrichtung, Haspel genannt, ist erfunden, um das Durchschliefen dieser naschhaften Thiere durch die Zäune zu verhüten. Schau, schau, dachte ich mir und trabte weiter. Links oben erblickt man auf einer Terrasse des Feuerstätter ein

Kirchlein. Es ist Ridberg, eine Mariahilf-Wallfahrt. In einer halben Stunde kommt man zur baierischen Grenze. Sie ist gebildet durch den Fugenbach, der durch einen ausgewaschenen Runst herabgestürmt kommt und prächtige Fälle bildet. Besonders der Blick von der Holzbrücke in den rechtsseitigen zischenden Schlund, aus dem weißblinkend wie Schnee die Kalkblöcke heraufschauen, ist imponirend.

Der weitere Marsch führt über magere Wiesen, das sogenannte innere Mies, auf denen Sommers Melkvieh, im Spätherbst Galtvieh gehalten wird. In der Ferne werden rechtsseitig bereits die gewaltigen Mauern der Gottesackerwände sichtbar. Dort, wo sich der Weg ihnen nähert, steht links das schlichte Gasthaus zur „Schrine“ oder auch zum „Hirschgunt“, wie es nach der hoch gegenüber auf dem Bergrücken liegenden Alpe genannt wird. Zwei stattliche Wasserfälle, die über die darunter abfallende Wand stürzen, erhöhen den Effect dieser Thalenge. Ich trat in die Wirthsstube, die recht traulich ist, aber trotzdem kein rechtes Gefühl der Behaglichkeit bei mir aufkommen ließ. Man setzte mir Bier vor, edles baierisches Getränke, in reinlichen Krügen credenzt. Dann überlegte ich ruhig meine Situation. Wenn wirklich diese „wilde Jagd“ noch heute in dieses friedliche Gefilde einfallen und dasselbe zum Nachtquartier erküren sollte, mit den Hunden, den Gewehren, den rauhkehligen Treibern — wenn ferner . .

Meine Medidation wurde durch zwei bäuerliche Gäste unterbrochen, welche zur Thür hereinschritten und an meinem Tische Platz nahmen. Ihre Kraxen hatten sie vor der Thüre niedergestellt. Sie gaben sich auf den ersten Blick als Walser zu erkennen. Es waren schöne, kräftige Gestalten, das gebräunte Gesicht von dunklem Vollbart umrahmt. Die Wirthin brachte ihnen Bier und Würste, dick und ungefügig. Letztere sahen

so appetitlich aus, daß ich mir sofort auch ein Paar bestellte nach dem alten Studentenliede: „Bairisch Bier und Leberwurst 2c.“ . . .

„Wohin geht der Weg?“, frug ich den zunächst Sitzenden. — „Nach Riezlern!“ war die Antwort. — „Da gehen Sie also durch das Rohrmoos“. — „Nein, wir gehen über das „Hörnle“, da ist es näher.“ — „Und wann kommen Sie nach Riezlern?“ — „Um sechs Uhr sind wir dort.“ — Das kam mir sehr gelegen und ich beschloß mich ihnen anzuschließen. Wie ich aus dem kleinen Walserthal an einem Tage dann wieder nach Innsbruck kommen sollte, das überließ ich den Göttern, die mich in solchen Lagen noch nie im Stiche gelassen. Zugleich konnte ich diese Beiden als Führer und Träger benützen.

Nach einer halben Stunde Rast brachen wir auf. Der Eine steckte meinen Ueberzieher in den Ruckkorb, der Andere nahm mein Täschchen und den Schattenspender. Die Regenschirme, die sie bei sich hatten, trugen sie quer über ihre Kraxen gebunden.

Die ersten anderthalb Stunden ist der Weg ziemlich einförmig und erhält nur durch die jähen Abstürze der Gottesackerwände landschaftlich einigen Reiz. Im Sommer ist das Thal wenig belebt, wohl aber im Winter, wo viel Holz, Heu und Streu von den Wäldern und Alpenmähdern herabgeschafft wird. Auch der Herbst bringt durch Herablieferung des Alpennutzens einiges Leben in die Gegend. Wir kamen auch an drei Schlitten vorbei, die bepackt mit Käse und Alpengeräthe unbewacht am Wege standen und der Weiterschaffung harrten. Nach längerem Anstieg erblickt man das Hörnle und links davon eine andere Spitze, die mir mein Begleiter als Gatterwand bezeichnete. Rechts davon führt der Weg über das niedere Joch ins Mittelbergische. Ehe man da ansteigt, ist noch eine ziemlich

breite, mit magerem Graswuchs bedeckte Au zu durchgehen, das „Aeuele", in den Karten mit „Eibele" bezeichnet. Bald dahinter steht rechts am Wege eine Tafel mit der Aufschrift „Ueber das Hörnle". Also da hinauf müssen wir, dachte ich mir, und patschte in eine Lache. Ja, wenn es bei diesem Fehltritte geblieben wäre, aber der ganze Weg über besagten Sattel ist nur eine bald offene, bald verdeckte Lache. Ich weiß mich bei meinen vielen Touren an keine zu erinnern, die mich so wie diese zum beständigen Patschen im wasserdurchweichten Boden gezwungen hätte. Da gibt es kein Ausweichen, sondern nur ein energisches Weiterpatschen. „Ja woher kommt denn das viele Wasser?", fragte ich meinen Begleiter. — „Das kommt von oba n'acha." Diese Auskunft beruhigte mich zusehends, und mich ins Unvermeidliche fügend, bewegten sich meine „quietschenden" Sohlen mechanisch hinter den Tritten meiner Reisegenossen, während das Auge an dem malerischen Bilde hing, das dieser nasse Gang bietet. Ein ansteigendes, waldumrahmtes grünes Mahd mit Alpenhütten und ernsten Wettertannen, dahinter als Schluß der Kamm des „Hörnle", wirklich schade, daß einem dieser landschaftliche Genuß durch den vermaledeiten Sumpfboden vergällt wird.

Nach beiläufig einer Stunde standen wir auf dem Hörnle-Uebergang und sahen den äußeren Theil des kleinen Walserthales im Abendsonnenschein vor uns liegen. In der Ferne blinkte das „Walserschänzle", die fröhliche, nun dem Bacchus geweihte Erinnerungsstätte an die einstige Thalsperre gegen die Schweden. Es ist zugleich Grenze von Mittelberg. Munter ging es nun die noch immer sumpfigen Wiesen hinab, über die unzählige Zeitlosen ausgestreut waren. Nach R i e z l e r n, dem nächsten Ort im Mittelberger Thale, sind noch anderthalb Stunden. Man erblickt es erst, wenn man die blau-weißen

Grenzpfähle hinter sich hat, bei einer kleinen Capelle. Es liegt über einem tiefen Tobel, durch den sich der Bach seinen Weg gefressen hat.

Je mehr man gegen Südosten ins Thal einbiegt, desto großartiger wird die Schau. Der Schafalpenkopf, das Gaishorn, der gewaltige Widderstein, der hohe Ifen tauchen der Reihe nach auf, die ernste Riesenwächtergarde dieses Alpenkleinods. Da es schon dämmerte und ich um jeden Preis noch nach Mittelberg, dem Hauptorte des kleinen Walserthales, wollte, so stieg ich auf Rath meiner beiden Begleiter, die in Riezlern blieben, nicht zu besagtem Orte hinauf, sondern wanderte am linken Ufer der Breitach zuerst Hirschegg zu. Die Kirche, die vorgeschoben auf einer kleinen Anhöhe steht, diente mir als Wegweiser. Der Gang dahin ist wunderschön. Er führt an schlichten Blockhäusern vorbei, die über grünen Matten und Hügelreihen an der Thalflanke zerstreut liegen. Ueberall auf den Wiesen bimmelndes Weidevieh, der Jubel spielender Kinder, das Knallen und Jodeln der Hirtenbuben. Die Gegend trägt ganz alpinen Charakter, lieblich und großartig zugleich.

Hinter der Kirche, von deren Umfassungsmauer man einen herrlichen Rückblick thalauswärts auf Riezlern und das ganze Mittelberger Gebiet genießt, kommt die steil ansteigende Fahrstraße herauf. An ihr steht das stattliche Gasthaus zum „Löwen". Obwohl ich hier in jeder Hinsicht gut aufgehoben gewesen wäre, so eilte ich doch in tiefer Dämmerung dem noch eine halbe Stunde entfernten Mittelberg zu, wo ich beim „Widderstein" Abstieg nahm. Ich war nicht wenig erstaunt, daselbst um diese Jahreszeit noch „Sommerfrischler" anzutreffen. Leider zwang mich Müdigkeit, diese lebenslustige Gesellschaft bald zu verlassen und mein Lager aufzusuchen, um einen langen, langen Schlaf zu thun.

Am nächsten Morgen waren die Berge weit herab überzuckert. Wie ich trotzdem abends nach 6 Uhr in Langen den Innsbrucker Zug besteigen konnte, Auge und Seele voll von Landschaftsbildern edelster Qualität, das mag Dir der Meßnersohn von Mittelberg erzählen, der mir bei meinem zwar langen, aber durchaus nicht beschwerlichen Heimmarsch über das schneeumstöberte Gentscheljoch, beziehungsweise über die „Scharte" nach Hirschgeren, Warth, Lech, Zürscheralpe, Flexenpaß, Stuben, Langen ein Stück weit das Geleite gab.

Vorarlberg.


BODEN SEE
Lindau
Pfänder
Sulzberg
Staufen
Immenstadt
Sonthofen
Bregenz
Gebhardsberg
Riefensberg
Heiden
St. Margrethen
Lingenau
Hittisau
Balderschwang Thal
Schwarzach
Dornbirn
Egg
Schwarzenberg
Andelsbuch
Bregenzer Wald
Klein Walser Thal
Oberstdf.
Riezlern
Mittelberg
Hohenems
Bezau
Reuthe
Hohe Kugel
Götzis
Mellau
Schepfau
Au
RHEIN
Hohe Freschen
Widderstein
Gentschel Pass
Rankweil
Damüls
Hopfreben
Schröcken
Laterns
Übersaxen
Faschina J.
Feldkirch
Groß Walser Thal
Sonntag
Frastanz
Drei Schwestern
Rothebrunnen
Schaan Vaduz
Thüringen
Hohe Frassen
Lech
Nenzing
Strassenhaus
Flexenpass
Buchs
Bludenz
Vaduz
Samina Thal
Gamperdona Thal
Dalaas
Stuben
Arlberg
Langen
Kloster-Thal
Kristberg
Brandner Thal
Montafoner Thal
Schruns
Silber-Thal
Brand
St. Gallenkirch
Lüner See
Seesaplana
Gaschurn
Gargellen
Parthenen
Zenis Joch
Schlapiner Joch
Maßstab ca. 1:600 000

Beiträge zur Rechts- und Culturgeschichte
des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg.

Von **Hermann Sander.**

1892. Preis 80 kr.

Einige Aktenstücke zur Geschichte Vorarlbergs
im Zeitalter des deutschen Bauernkrieges.

Von **Hermann Sander.**

1893. Preis 20 kr.

Die Feldkircher Unruhen von 1798.

Von **Hermann Sander.**

Mit dem Bildnisse des Stadtammannes Leone.

1883. Pre:s 40 kr.

Ueber das Begnadigungsrecht der Stadt Feldkirch
und des hintern Bregenzerwaldes.

Von **Hermann Sander.**

1883. Preis 60 kr.

Die Erwerbung
des vorarlbergischen Gerichtes Tannberg
durch Oesterreich.

Von **Hermann Sander.**

1886. Preis fl. 1.—

Die Erwerbung
der vorarlbergischen Grafschaft Sonnenburg.
durch Oesterreich.

Von **Hermann Sander.**

1888. Preis 80 kr.

Franz Xaver Moosmann.

Ein Blatt der Erinnerung von **Hermann Sander.**

1891. Preis 20 kr.

Die Vorarlberger Dialektdichtung.

Von **Engelbert Winder.**

1890. Preis fl. 1.20

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Hörmann von Hörbach, Ludwig,

Wanderungen in Tirol und Vorarlberg

Bd.: 1

Innsbruck 1895